

HVCH

Humboldt Universität collected Highlights



Werte Leserinnen, werte Leser,

über einhundert Jahre nachdem Karl Kraus in »Sittlichkeit und Kriminalität« feststellte, dass im »ewigen Reich der sinnlichen Triebe, die selbst älter sind als der Drang nach Heuchelei, der Gesetzgeber immer vergebens stümpfern wird«, hat die Aussage an Wahrheit unter veränderten Bedingungen wenig verloren. Zwar sind die Sitten gelockert und das Sexualstrafrecht liberalisiert, doch hält sich hartnäckig noch der Widersinn und die Unvernunft in eben diesen Bereichen, so dass die Sexualrepression im Kern nicht aufgehoben wurde. Der Widerstand gegen die Psychoanalyse in den Wissenschaften gehört wie das Tabu der infantilen Sexualität zum Wesen einer nur scheinbar befreiten Gesellschaft, die, statt den Sexus zu befreien, sich vom Sexus zu befreien anstrebt. Zu der Erfahrung, dass die Gesellschaft sich unter dem Druck der ökonomischen Krise und der verschärften Konkurrenz zunehmend barbarisiert, gehört auch die Erfahrung, dass der Sexus keine anthropologische Konstante ist. Der durch die Sexualität erzielte Spannungsausgleich kann sich auch in anderer Form ausdrücken, als Gewalt, als Lust an der Gewalt. Diese Ausgabe versteht sich als Beitrag zu einem wissenschaftlichen Verständnis des Phänomens der Sexualität, sie widmet sich vor allem der infantilen Sexualität. Die Autorin Ulrike Heider berichtet im Interview mit Theodora Becker über ihr Buch »Die Leidenschaft der Unschuldigen«, weitere Artikel diskutieren das Verhältnis von infantiler Sexualität, Psychoanalyse, Wissenschaften und Strafgesetzgebung. Zum einen geht es um eine theoretische Diskussion, in der Einsichten festgehalten werden sollen, welche in tagespolitischen Debatten nicht berücksichtigt werden. Zum anderen geht es um die Frage, wie Sexualität sich ausdrücken kann, ohne reines Mittel in einer durch falsche Zwecke bestimmten Welt zu sein. So gibt es eine Antwort auf den Artikel über die Dating-App Tinder aus der letzten Ausgabe und einen Text zur Funktion des Sprechens beim Sexualakt. Weitere Beiträge zum neuen Star-Wars-Film, zum Umgang der Linken mit Flüchtlingen und Rezensionen von Büchern und einem Theaterstück sowie eine Kurzgeschichte und ein Comic runden die Ausgabe ab. Mit einer humoristischen Bemerkung des Dichters Peter Hacks zum Verhältnis von Ideal, Geist, Liebe und Sinnlichkeit wünschen wir eine erkenntnisreiche und unterhaltsame Lektüre: »Die ideale Liebe muss nicht stets / Im Bette enden. Besser wär, sie tät's.«

*Die Redaktion*

- S. 3 Die Verachtung der infantilen Sexualität und die Verschärfung des Sexualstrafrechts*
- S. 6 Die Widerstände gegen die Psychoanalyse*
- S. 8 Ein Interview mit Ulrike Heider*
- S. 14 Über das Unbehagen in der homosexuellen Emanzipation*
- S. 16 Zur Kritik des Staatsfeminismus*
- S. 18 Talk*
- S. 20 Tinder. Eine Antwort auf Radim Kucera*
- S. 23 Comic*
- S. 24 Zitate*
- S. 25 Telekommunikation*
- S. 26 Fafner, die Bisam-Maus*
- S. 28 Der siebente Star Wars und der achtzehnte Brumaire von Marx*
- S. 30 Seien wir unrealistisch, versuchen wir das Mögliche*
- S. 34 Termine*

# Die Verachtung der infantilen Sexualität und die Verschärfung des Sexualstrafrechts

*»Nichts anderes ist darauf zu antworten, als daß die Befreiung des Sexus in der gegenwärtigen Gesellschaft bloßer Schein sei. Ereignet hat sich mit ihm, wofür anderweitig die Soziologie ihren Lieblingsausdruck Integration verwendet; so wie die bürgerliche Gesellschaft der Drohung durchs Proletariat Herr wurde, indem sie es eingliederte. [...] Während der Sexus eingegliedert ward, bleibt, was an ihm nicht sich eingliedern läßt, das eigentlich sexuelle Aroma, der Gesellschaft verhaßt.«*

Theodor W. Adorno, Sexualtabu und Recht heute

Mit der Sexualität gibt es so mancherlei Problem. Das beginnt beim Individuellen, dem eigenen Triebchickal, der durch die eigene Geschichte vermittelten Objektwahl, der Möglich- und Unmöglichkeit zur Befriedigung, dem Ringen mit der eigenen Natur, die nach Lust und Befriedigung strebt, sich aber in diesem Streben als gesellschaftlich vermittelt erweist, als durch Konventionen, Biographie und materielle Möglichkeiten geprägt. Auch öffentlich wird die Sexualität verhandelt. Meist wird, wenn gerade nicht in der Abteilung Fitness & Gesundheit zu finden, in Kategorien des sittlichen Anstands und der bürgerlichen Moral geurteilt, vor allem die junge Generation erfährt einige Aufmerksamkeit: Kinder sollen nicht sexualisiert und Jugendliche nicht pornofiziert werden, so heißt es. Kinder und Jugendlichen sollen vor Sexualität geschützt werden, anstatt ihnen sexuelle Erfahrung und sexuelle Bildung zu ermöglichen. Das hängt vor allem mit dem beharrlichen Leugnen oder Schweigen über die infantile Sexualität zusammen, deren Skandal vor allem ist, dass sie die Sexualität als zweckungebundenes Luststreben auffasst. Weder Fortpflanzung noch Sitte spielen in der infantilen Sexualität eine Rolle. Über Kinder und Sexualität wird in der Regel nur in Bezug auf Gewalt und Missbrauch gesprochen. Unklar ist, inwieweit diese Rede Schaden anrichtet, indem sie alle sexuellen Regungen in Bezug auf Kinder unter Verdacht stellt. Auch zu vermuten ist, dass die meisten Schäden bei gewaltlosen sexuellen Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern von Eltern, Lehrpersonal, Gerichten und Psychiatrie angerichtet werden, als durch die Sexualität; entsprechende Untersuchungen aus den 70ern und 80ern stützen diese Vermutung. Dass der Schaden aber an der Sexualität haften soll, ist ein gesellschaftlicher Vorgang, der mit dem fortwirkenden Tabu des Sexuellen, gerade des ungebändigten, des infantil polymorph-perversen, zusammenhängt. Gemeint ist, dass die Sexualität per se einen ungesellschaftlichen Anteil hat, der sich gegen alle Vorstellungen von Moral, Familie und gesellschaftlicher Ordnung und Norm richtet.

Diese Vorstellungen des Unreglementierten, das sich in der infantilen Sexualität zeigt, ist, was alle schreckt, die religiösen Sittenwächterinnen ebenso wie die Verfechter der Konsens-Sexualität. Denn gemeinsam ist diesen Gruppen das Streben nach gesellschaftlicher Kontrolle des Sexuellen und damit die Vertiefung des Tabus. Denn was überbleibt, ist eine entsexualisierte Sexualität, die allen Mitteln dient, der Werbung, dem Sport, dem Beweis der vorgeblichen Nonkonformität, dem Geplapper, als Stoff belangloser Serien. Nun ist von einer Gesellschaft, in der es üblich ist, die Darstellung von Sexualität als Mittel zu benutzen, um noch den letzten Schrott zu verkaufen, nicht zu erwarten, dass sie das Sexuelle als Zweckfreies duldet. Doch zu der Degradierung als Mittel kommt noch der ideologische Überschuss derer hinzu, die in vermeintlicher Opposition gegen diese Tendenz das Sexualtabu als archaisches wieder aufrichten wollen, dessen Kontrolle der Familie, der Sippe, der Gemeinde, dem Kollektiv übergeben wird. Diese reaktionäre Tendenz ergibt sich aus der gescheiterten Aufklärung der Sexualität, die sie nur als Mittel, aber nicht als Zweck hat befreien können. Die wahrhafte Aufklärung über die Sexualität steht noch aus. Und mutmaßlich wird sie ohne größere gesellschaftliche Umwälzungen nicht zu haben sein.

*»Das stärkste Tabu von allen jedoch ist im Augenblick jenes, dessen Stichwort »minderjährig« lautet und das schon sich austobte, als Freud die infantile Sexualität entdeckte.«*

Theodor W. Adorno, Sexualtabu und Recht heute

*»Stets noch werden, wie Karl Kraus erkannte, unerlaubte Zärtlichkeiten gegen Minderjährige härter bestraft, als wenn Eltern oder Lehrherren sie halbtot prügeln.«*

Theodor W. Adorno, Sexualtabu und Recht heute

Das Sexualstrafrecht dient nicht nur der Verfolgung strafwürdiger Handlungen, sondern auch der Kontrolle der Sexualität im Allgemeinen, indem überhaupt festgelegt wird, welche Handlung denn eine strafwürdige sei. Das ist im Bereich der Sexualität recht heikel, weil es auf den ersten Blick nicht unbedingt einsichtig ist, warum der Staat über doch recht intime zwischenmenschliche Vorgänge befinden sollte. Nun drückt sich in der Überwachung der sexuellen Handlungen eben auch ein gesellschaftliches Kontroll- und Strafbedürfnis aus, das sich als repressive Gesetzgebung manifestiert. Das Pendant ist der Mob, der die Exekution des Rechts in die eigene Hand nimmt; so wurde beispielsweise im Juli vergan-

gen Jahres ein 50jähriger Mann als Kinderschänder und Pädophiler verfolgt und verprügelt, weil er mit seiner 10jährigen Tochter spazieren ging. Den Angreifern war dieses Verhalten »komisch« vorgekommen. Beispielhaft war auch der Umgang mit Sebastian Edathy, der medial verurteilt wurde und dessen Fall eine Veränderung des Sexualstrafrechts nach sich zog.

*»Das deutsche Sexualstrafrecht ist in den letzten 15 Jahren in einem Maß verschärft worden, das als beispiellos bezeichnet werden muss. Die Verschärfung hat als Welle des Verfolgungswillens die ganze Gesellschaft bis an die Grenze der Hysterie und teilweise darüber hinaus durchdrungen.«*

Prof. Dr. Thomas Fischer, Vorsitzender Richter am Bundesgerichtshof

Weitgehend von der Öffentlichkeit unbemerkt wurde am 14. November 2014 eine Verschärfung des Sexualstrafrechts im Bundestag beschlossen, die am 26. Januar vergangenen Jahres in Kraft getreten ist. Als Anlass diente der »Fall Edathy«, als ein SPD-Politiker für seine »illegalen« Gedanken beim Betrachten von legalen Bildern medial verurteilt wurde und deswegen eine zu schließende Gesetzeslücke von der herrschenden Politik ausgemacht wurde. Justizminister Heiko Maas (SPD) plant weitere Verschärfungen des Sexualstrafrechts. Zahlreiche Gruppierungen – von den Konservativen und Sozialdemokratinnen über die Sozialpädagogik und Kinderschutzvereinigungen bis zu Familienverbänden und Religiösen – unterstützen eine Politik, die der repressiven Kontrolle der Sexualität dient. Vor einigen Jahren gab es schon einen Versuch, den Straftatbestand des sexuellen Missbrauchs von Jugendlichen (durch Jugendliche) zur Repression der Sexualität junger Menschen zu nutzen. Fälle sind aus den USA bekannt, wo das Verschicken von Nacktfotos an den Partner zur Verurteilung wegen Besitz und Verbreitung von Kinderpornographie oder einvernehmlicher Sex zwischen 17Jährigen und 15Jährigen zu langen Haftstrafen für den 17Jährigen führten – mit der Konsequenz, lebenslang als Sexualstraftäter (vulgo: Kinderschänder) geführt zu werden.

*»Niemand kann verhindern, dass jemand sich mit den Unterwäschebildern vom Otto-Katalog aufs Klo verzieht und sich dann selbstbefriedigt. Und selbstverständlich haben die Unterwäsche-Models nicht darin eingewilligt, aber ihre Rechte insofern sind nicht betroffen, weil das reines Kopfkino ist. Das hat alles mit sexueller Selbstbestimmung überhaupt nichts mehr zu tun. Das ist die Bestrafung von Unmoral und das Wittern von Schmutz und Unrat hinter jeder Ecke. Das ist eines liberalen Rechtsstaates nicht würdig.«*

Prof. Dr. Joachim Renzikowski, Rechtswissenschaftler, über die Neuerungen des Sexualstrafrechts

In Deutschland wurden die Bestimmungen zur Kinderpornographie verschärft, so dass jetzt auch Abbildungen mit Strafe verfolgt werden, die eine »Wiedergabe von ganz oder teilweise unbedeckten Kindern in un-

natürlich geschlechtsbetonter Körperhaltung« zeigen. Weder muss die Pose absichtlich eingenommen noch durch die Wiedergabe beabsichtigt sein. Das hat zur Folge, dass es sich nicht um pornographisches Material handeln muss, sondern letztlich der Gedanke beim Betrachten der Bilder bestraft wird und eine Bestrafung ohne Opfer gesetzlich vorgesehen ist. Die Bestimmungen der Kinderpornographie wurden auch auf den Bereich der Jugendpornographie übernommen, so dass alle jungen Menschen zwischen 14 und 18 Jahren behandelt werden wie ein Kind, obwohl sie ein Recht – ein Menschenrecht – auf selbstbestimmte Sexualität haben. Doch dieses Recht wird im Zuge des angeblichen Schutzes von Kindern vor ungewollter Sexualität massiv eingeschränkt. Kindliche und jugendliche Sexualität wird nicht als schützenswertes Rechtsgut aufgefasst, sondern der Kontrolle der Strafverfolgungsbehörden übergeben. Der Paragraph lautet:

#### § 184c StGB

Verbreitung, Erwerb und Besitz jugendpornographischer Schriften

(1) Mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe wird bestraft, wer

1. eine jugendpornographische Schrift verbreitet oder der Öffentlichkeit zugänglich macht; jugendpornographisch ist eine Schrift (§ 11 Absatz 3), wenn sie

a) sexuelle Handlungen von, an oder vor einer vierzehn, aber noch nicht achtzehn Jahre alten Person zum Gegenstand hat, oder

b) die Wiedergabe einer ganz oder teilweise unbedeckten vierzehn, aber noch nicht achtzehn Jahre alten Person in unnatürlich geschlechtsbetonter Körperhaltung zum Gegenstand hat,

2. es unternimmt, einer anderen Person den Besitz an einer jugendpornographischen Schrift, die ein tatsächliches oder wirklichkeitsnahes Geschehen wiedergibt, zu verschaffen,

3. eine jugendpornographische Schrift, die ein tatsächliches Geschehen wiedergibt, herstellt.

Was auch immer eine unnatürliche geschlechtsbetonte Haltung sein soll, das Gesetz versucht alle Formen sexuellen Ausdrucks von Jugendlichen gleichermaßen einzuschränken. Das hat zur Folge, dass Jugendliche zu Sexualstraftätern werden, wenn sie beispielsweise Bilder von sich an ihre Sexualpartner schicken oder welche von diesen erstellen – zum Beispiel beim sogenannten Sexting. Es ist möglich, dass Jugendliche bestraft werden, obwohl es keine geschädigte Person gibt oder dass der Jugendliche das zu beschützende Rechtsgut wie der sich gegen dieses Rechtsgut vergehende Sexualstraftäter in einer Person ist. Bei Sexualstraftaten handelt es sich um sogenannte Offizialdelikte. Diese werden von

den Strafverfolgungsbehörden verfolgt, ohne dass es eine Anzeige (auch ohne dass es eine nach eigenem Empfinden geschädigte Person) gegeben haben muss. Handlungen zwischen Jugendlichen, die einvernehmlich vorgenommen wurden, aber nach Ansicht der Strafverfolgungsbehörden ein Sexualdelikt darstellen, werden verfolgt und bestraft. Das betrifft alle jungen Menschen unter 18 Jahren sowie Menschen, die einvernehmliche Sexualkontakte mit unter 18-Jährigen haben. Die allgemeine Hysterie verfestigt den Generalverdacht. Und dass das Strafrecht innerhalb des bürgerlichen Staates die ultima ratio der Regelung der zwischenmenschlichen Beziehungen sein sollte, zudem der Sexualität, ist in der Diskussion längst vergessen worden; das Strafbedürfnis setzt sich über die beschränkte bürgerliche Vernunft hinweg. Die Verschärfung ist als Symptom einer Gesellschaft zu verstehen, die angesichts des Tabus, welches auf der infantilen Sexualität liegt, irre wird. Die Sexualrepression hat ebenfalls zur Folge, dass der Spannungsausgleich mehr und mehr durch Gewalt erfahren wird und diese Erfahrung im psychischen Apparat an die Stelle der sexuellen Erfahrung tritt. Dieses Phänomen ist nur die stärkste Ausprägung einer Gesellschaft, die ein lustvolles Verhältnis zur Welt und zu Mitmenschen erschwert und teils verunmöglicht. Die Verschärfung von Gesetzen und Ausweitung der Strafverfolgung vertieft die Sexualfeindschaft.

*»Ich glaube, dass das Fotografieren von Kindern, die auf einem Kindergeburtstag nackt im Garten in einem Rasensprenger sich abkühlen, nicht einmal sittlich zu missbilligen ist. Wenn ein solches Verhalten künftig unter Strafe gestellt wird, dann droht etwas bestraft zu werden, was selbst nicht strafwürdig ist. Und das geschieht allein deshalb, weil man sagt, es bestünde ja die Möglichkeit, dass dies den Einstieg zu einem ganz anderen Verhalten, nämlich zur Verbreitung kinderpornographischer Fotografien darstellt.«*

Wolfgang Ewer, Präsident des Deutschen Anwaltvereins, über die möglichen zukünftigen Konsequenzen der Verschärfung des Sexualstrafrechts

Das ist auch bei der Verschärfung der Gesetze für Prostituierte zu sehen. Seit 2002 ist Prostitution in Deutschland als Beruf anerkannt (wenn auch nicht vollständig gleichgestellt) und die Ausübung durch ein Gesetz garantiert. 2015 wurde über ein sogenanntes Prostituiertenschutzgesetz diskutiert, das zahlreiche Zwangsmaßnahmen wie Meldepflicht und Kondompflicht vorsieht. Das wird ideologisch mit dem Schutz der Frauen erklärt, faktisch handelt es sich aber um die Kontrolle und Stigmatisierung von Prostituierten. Die Prostitution verkörpert in vielerlei Hinsicht einen Widerspruch der bürgerlichen Gesellschaft und zieht so, wie die infantile Sexualität, besonderen Hass auf sich. In ihr zeigt sich der Widerspruch zwischen Freiheit und Zwang in der kapitalistischen Gesellschaft. Jede Arbeitskraft ist kauf- und verkaufbar, tauschbar, aber der besondere Inhalt stößt bei der Prostitution auf moralische Vorbehalte. Außerdem zeigt sie, indem sie Lust, Begehren und Sex als Ware

anbietet, die Wahrheit über die bürgerliche Ehe wie den Warentausch im Allgemeinen. In der Liebe, Ehe oder Partnerschaft soll sich das allgemein Menschliche realisieren, fernab der instrumentellen Vernunft des Marktes. Doch die einfache Entgegensetzung führt ebenso wieder in den Markt – der klassenförmigen Reproduktion, der biologischen Selektion und der Auswahl nach akkumulierten sexuellen, symbolischen und kulturellen Kapital. Das allgemein Menschliche erweist sich als partikulares Interesse. Dagegen steht die Prostitution für das Universale des Warentauschs, kein Begehren bleibt ideell unbefriedigt, solange es sich über den Tausch realisieren kann. Das ist auch partikular, weil es den Besitz von Tauschmitteln (also Geld = allgemeines Äquivalent) voraussetzt, lenkt den Blick aber auf die Grundlage, die Ökonomie. Prostitution wird man in einer befreiten Gesellschaft nicht in der bürgerlichen Form, also verbunden mit dem Zwang zur Verwertung der eigenen Arbeitskraft, dulden können, das Versprechen aber, dass sich die Befriedigung von Begehren verallgemeinern kann, wird einen Ausdruck, eine neue Form finden müssen. In der heutigen Situation aber ist es so, dass die Prostitution geregelt, überwacht, eingeschränkt und mit Repressionen überzogen wird. Dabei wird kaum noch das Argument verwendet, dass man die Prostitution aus sittlichen Gründen verbieten müsse, sondern dass man die Prostituierten vor der Prostitution schützen müsse. Der repressive Ansatz wurde in der öffentlichen Rede durch den sozialpädagogischen ersetzt, dürfte aber in den Motiven weiter fortwirken.

*»Allerorten werden die Prostituierten verfolgt, während sie einigermassen ungeschoren waren in der Ära vorgeblich härterer sexueller Unterdrückung. Daß man nach gelungener Emanzipation der Huren nun nicht mehr bedürfe, ist ein verlogener und fadenscheiniger Vorwand. [...] Daß in Deutschland, wo man tausendfachen Grund hätte, die Verfolgung wehrloser Gruppen zu scheuen, die der Prostituierten unentwegt weitergedeiht, ist unmißverständlich.«*

Theodor W. Adorno, Sexualtabus und Recht heute

# Die Widerstände gegen die Psychoanalyse

»Ich nutze für meine Arbeit die Psychoanalyse – aber nur ihren späteren, gesellschaftskritischen Teil.« Dieser Satz ist so und in ähnlichen Formulierungen im Studium der ›kritischen Wissenschaften‹ immer wieder zu hören. Meist bleiben beide Bezüge nebelhaft: sowohl die gesellschaftskritische Wendung als auch die dunklen, bösen Urzeiten der Psychoanalyse. Nachgefragt, wird auf Sigmund Freud und seine »normative«, sexistische, homophobe Theorie verwiesen. Und auf die ›progressive‹ Nutzung der Psychoanalyse bspw. durch Judith Butler. Ohne auf die Diskussionen einzugehen, die dieser kurze Absatz schon aufrufen mag, macht es doch Sinn, erneut vom antipsychoanalytischen Affekt selbst zu schreiben, der sich darin äußert. Schließlich schützt man sich mit dem anfangs zitierten Satz vor Angriffen, die Arbeit mit der Psychoanalyse scheint ein gefährliches Pflaster zu sein, schnell gilt man als reaktionär, da reicht die Nennung ebenso wie der Name »Freud«.

Die Ablehnung der Psychoanalyse beginnt mit ihren Anfängen. Antisemitischer und sexualfeindlicher Prägung sind die Affekte, die Freud schon früh in Form von harscher Ablehnung zu spüren bekam. Insbesondere der Vorwurf des ›Pansexualismus‹ wurde erhoben: Dass Kindern Sexualität, und gar noch eine polymorph-perverse, zugesprochen wurde, galt als ebenso verwerflich, wie die Analyse weiblicher Sexualität als einer eigenständigen, der Hervorhebung von Homosexualität als Spielart denn als Krankheit, das Befragen der Heterosexualität mitsamt ihrer Entstehung oder die bewusste Verwendung von Begriffen, die dem Vokabular der Perversion entnommen sind und diese nicht in medizinischen oder psychiatrischen Begriffen zu verstecken suchen. Schließlich war es von den neuen therapeutischen Techniken das Freudsche Verständnis des Unbewussten an und für sich, das für Unmut sorgte. Schließlich behauptete die Psychoanalyse, dass der Mensch, wo um ihn schon nicht das Universum kreist, noch nicht einmal Herr im eigenen Haus ist. »Die Widerstände gegen die Psychoanalyse« beschrieb Freud schließlich 1925 in einem Essay. Selbstverständlich ist der Text in seinem historischen Zusammenhang zu verstehen – die Ähnlichkeiten des antipsychoanalytischen Affekts von damals zu seinem heutigen Inhalt sind allerdings nicht zu übersehen.

In der psychoanalytischen Therapie wird der Analysand mit dem, was er mitteilt, ernstgenommen, das heißt: seine psychische Realität wird anerkannt und gleichzeitig wird auf Nicht-Intentionales geachtet. Letzteres in ›Zu-

sammenarbeit‹ und nicht – wie oft angenommen – in freier Interpretation durch den Analytiker. Schon hier liegt jedoch Potential für eine narzisstische Kränkung – gerade bei jenen, die sich selbst nie in eine Psychoanalyse begeben haben (andernfalls würde ihnen ihre eigene Erfahrung möglicherweise widersprechen). Die Aussage »Ich hasse es, analysiert zu werden« zeugt meist von der Vorstellung, jemand Anderes unterstelle einem in der analytischen Behandlung etwas. Die größere Angst aber dürfte davor bestehen, tatsächlich etwas zu finden, das doch aus gutem Grund verdrängt wurde und das Gefühl vermittelt, dass es noch mehr unaufgeräumte oder dunkle Ecken ‚im eigenen Haus‘ gibt. Diese Angst ist verständlich und die Kränkung ebenfalls, jedoch ist es auch möglich, die daraus resultierenden Projektionen zu hinterfragen. Ebenso die Haltung zur Psychoanalyse, die schließlich jedes Subjekt in seiner Komplexität wahrzunehmen versucht. Das bezieht sich nicht bloß auf Personen, sondern auch auf Sachverhalte – nicht zuletzt, da die Psychoanalyse nicht bloß klinische Methode, sondern seit jeher eine Theorie und Herangehensweise darstellt, die bspw. für Geistes- und Sozialwissenschaften ebenfalls von großem Nutzen ist.

Mit ihrem gewissen deskriptiven Gehalt verlangt eine psychoanalytisch geprägte Auseinandersetzung, sich mit einem Sachverhalt von mehreren Seiten auseinanderzusetzen. Das meint nicht, unterschiedliche ›Meinungen‹ nebeneinander zu stellen, sondern unter anderem, sich der eigenen Interpretation als solcher gewahr zu bleiben und während man eng bei dem Beschriebenen bleibt, es, wie Martin Dannecker es ausdrückt, gegen den Strich zu lesen. Diese Möglichkeit, mehrere Seiten zu beschreiben ohne sie falsch zusammenzufassen, führt bei vielen Menschen, insbesondere wenn sie sich politisch engagieren, zu Missverständnissen, die nicht selten zu Vorwürfen gegenüber dem Autor oder der Psychoanalyse allgemein führen: Sonst schlaue Menschen sind dann nicht mehr in der Lage, einen Text richtig zu lesen, weil ihnen einer der geschilderten Aspekte missfällt, zu uneindeutig ist ihnen dann der ›politische‹ Mehrwert des Textes oder der Aussage. Die Präzision des psychoanalytischen Vorgehens wird dann sozusagen zu vielseitig. Interessant ist das zumindest, da der Psychoanalyse auch vorgeworfen wird, Engführungen vorzunehmen, die sie in ihrer theoretischen Fassung sicherlich auch aufweist, die jedoch bereits Freud feststellte und immer wieder dem Verweis auf ihre Offenheit unterlagen, den sie für zukünftige Erkenntnisse insbesondere der Forschung aufweisen sollten.



Damals wie heute ist es insbesondere die Hervorhebung des Sexuellen, die Anstoß erregt, dazu Freud: »Ich weiß natürlich, daß unsere Anerkennung der Sexualität – eingestandener oder uneingestandener Maßen – das stärkste Motiv für die Feindseligkeit der anderen gegen die Analyse geworden ist. Kann uns das irre machen? Es zeigt uns nur, wie neurotisch unser ganzes Kulturleben ist, da sich die angeblich Normalen nicht viel anders benehmen als die Nervösen.« Einerseits, doch darauf wurde schon so zahlreich hingewiesen, sind das Sexuelle und der Sex nicht ein und das selbe. Andererseits wird jedoch ›das Sexuelle der Psychoanalyse‹ mit einem anderen Vorwurf überlagert, nämlich dem der Normierung. Nicht zuletzt Dannecker und Reimut Reiche wiesen auf die etwa tatsächliche homosexuellenfeindliche Tradition in Bereichen der Psychoanalyse, insbesondere der Lehre, während der bis in die 1980er Jahre hin. Doch blieben sie dabei der nötigen Differenzierung treu. Schließlich, auch das müsste eigentlich ein alter Hut sein, weist bereits Freud in den »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« darauf hin, dass auch die Heterosexualität erklärungsbedürftig ist und es die ›normale‹ Sexualität im engeren Sinne nicht gibt – was unter anderem Ilka Quindeau deutlich macht. Freud fragte sich vielmehr, weshalb Sex nicht einfach genossen werden kann und fand die Antwort in individuellen (unbewussten) Konflikten und mitunter deren Rückführung auf eine sexuelle Unterdrü-

ckung durch die Kultur. Gleichmaßen gilt der Psychoanalyse der Patient als Maßstab, dessen Leidensdruck, der durchaus mit einer Sexualität zu tun haben kann, die in irgend einer Art und Weise nicht reguliert ist. Daraus den sich hartnäckig haltenden Vorwurf der sexualfeindlichen Normierung gegenüber der Psychoanalyse abzuleiten, verweist auf ein im besten Falle naives Bild von menschlicher Sexualität, ihrem psychischen Ausdruck und ihren Konflikten.

Nicht nur verschwindet eine psychoanalytische Herangehensweise in ›kritischen Disziplinen‹ zunehmend, ihr wird nach wie vor häufig mit harscher Ablehnung begegnet. Dabei geht der Auseinandersetzung mit dem Subjekt, der Gesellschaft und ihren Repräsentanzen ein guter Teil Differenzierung ab. Am Ende sind es doch immer die gleichen, eigentlich leicht zu durchschauenden Widerstände. Durch die zahlreichen Eingeständnisse, die mit einem psychoanalytischen Vorgehen zusammenhängen, da dieses dazu ermuntert, über das Latente und Uneingestandene im Eigenen nachzudenken, ist eine Überwindung allerdings in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Umso schöner ist es, dass sich davon nicht alle davon abbringen lassen, sich mit Freud und der Psychoanalyse zu beschäftigen.

**Patsy l'Amour laLove**

## Ein Interview mit Ulrike Heider.

Hinter einer Maske aus weißem Satin blickt ein Mädchen den Betrachter ernst und herausfordernd an. Die mit goldenen Armreifen umschlungenen Arme hat sie in einer eleganten Geste vor die Brust gelegt. Mit der Perlenkette, den rot geschminkten Lippen und dem seidenen Kopftuch, unter dem kupferfarbene Locken hervorkringeln, wirkt sie nicht wie die Siebenjährige, die sie ist. Eine kindliche Verkleidung mit den Accessoires der Erwachsenen, die eine geheimnisvolle Erotik ausstrahlt, die nur ihr zu gehören scheint: das Bild hat nichts Aufreizendes. Und trotzdem kann man sich einer gewissen Irritation nicht erwehren. Unwillkürlich macht sich eine Abwehr geltend, als könne die damenhafte Verkleidung des Kindes nichts anderes sein als seine Ausstaffierung zu unlauteren sexuellen Zwecken. Wie sehr die seit den 80er Jahren immer wieder aufflammende, panische Debatte um sexuellen Kindesmissbrauch den Blick auf Kinder und auf kindliche Wünsche und Phantasien verstellt und verzerrt hat, wird auch bei der Lektüre des Buches deutlich, dessen Titel das beschriebene Bild zielt: »Die Leidenschaft der Unschuldigen. Liebe und Begehren in der Kindheit« von Ulrike Heider. Die Autorin hat darin dreizehn sensible Portraits von Menschen aufgezeichnet,

die mit ihr über erste Erlebnisse kindlicher Leidenschaft, Liebe und Sexualität gesprochen haben. Herausgekommen ist eine Sammlung, die von der Vielfalt kindlichen Erlebens zeugt – von rührend romantischen Liebesgeschichten bis hin zu Schilderungen heimlicher sexueller Orgien. Diese Geschichten sind unter anderem deswegen so interessant zu lesen, weil sie an etwas erinnern, was heutzutage gründlich verdrängt ist: dass Kinder eine Sexualität haben und keineswegs nur eine »unschuldige«. Inzwischen scheint im öffentlichen Diskurs jegliche Verbindung zwischen Kindheit und Sexualität nur noch in der Form des Missbrauchs vorstellbar und sagbar. Tragisch ist das aber nicht nur für Kinder, die in einem solch angsterfüllten und repressiven Klima aufwachsen, sondern auch für Erwachsene, die ja alle einmal Kinder gewesen sind, denn die hysterische Angst vor Pädophilie und Kindesmissbrauch ist offensichtlich auch das Resultat einer Verdrängung der eigenen kindlichen sexuellen Wünsche und Erlebnisse. An diese Kinderphantasien und ihren Reichtum – nicht nur in Bezug auf Sexualität, sondern alle Bereiche des Lebens betreffend – sich zu erinnern, und sie vielleicht auch retrospektiv noch ernst zu nehmen, dazu könnte die Lektüre des Buches beitragen.



### Ein Interview mit Ulrike Heider.

*Über kindliche Sexualität spricht heute kaum noch jemand. Wie kamen Sie darauf, dem Thema ein Buch zu widmen?*

Eines Tages fiel mir meine allererste Liebe ein. Zwischen dem siebten und zehnten Lebensjahr war ich in einen Klassenkameraden verliebt, der auch in mich verliebt war. Damals in den verklemmten 50er Jahren aber spielten und sprachen Jungen und Mädchen in der Schule nicht miteinander, so dass sich unsere Liebe nur von heimlichen Blicken, heimlichen Flirts und vielen Tagträumen nährte. Als wir uns mit Mitte 30 durch einen Zufall wiedersahen, sprachen wir das erste und einzige Mal miteinander. Ich hatte all das nie vergessen, erinnerte mich aber bis zu diesem Zeitpunkt nur ungern daran. Jetzt hatte ich auf einmal das Bedürfnis, diese Erinnerungen niederzuschreiben. Dabei begann ich mich zu fragen, was andere Menschen als Kinder erlebt haben mögen, und beschloss, ein Buch daraus zu machen.

*Hatten Sie den Gedanken, es könnte sich um ein skandalträchtiges Thema handeln?*

Es ging mir ursprünglich nicht um kindliche Sexualität, sondern um kindliches Liebesleben allgemein. Dass mir so viel Sexuelles erzählt wurde, wunderte mich zunächst sogar, obwohl ich als Anhängerin der Psychoanalyse hätte wissen müssen, dass Kinder keineswegs asexuell sind. Ich nahm dankbar alles auf, was mir anvertraut wurde, und freute mich an den »unschuldigen« Geschichten ebenso wie an den gewagteren. Dass etwas sexualpolitisch Unliebsames aus dem Buch werden könnte, dämmerte mir erst, als es fertig war.

*Sie erwähnen in ihrer Einleitung den komplizierten und langwierigen Weg, bis das Buch endlich im September vergangenen Jahres publiziert werden konnte. Zunächst erhielten Sie fünf Jahre lang nur Absagen von den angefragten Verlagen. Niemand wollte, so scheint es, dieses »heiße Eisen« anfassen. Woher kommt die Angst, die Themen Kindheit und Sexualität in einem anderen als negativen Zusammenhang zu behandeln?*

Trotz der schon seit Ende der 70er Jahre immer wieder erhitzt geführten Debatten um Pädophilie und sexuellen Kindesmissbrauch gelang es mir noch im Jahr 2008, den Auftrag für ein Radiofeature mit einem Teil meiner Interviews zu bekommen, einschließlich der gewagtesten. Die Sendung wurde mit prominenten Schauspielern besetzt und kam gut an. Viele Hörer dankten mir für die »schönen Erinnerungen«, die ihnen beim Hören kamen. Als das Buch im Jahr 2010 fertig war, hatte ich einen Literaturagenten, der meine Arbeit für erfolgversprechend hielt. Verleger und Lektoren aber lehnten alle ab. 2010 war das Jahr, in dem man in der Zeitung täglich von den furchtbaren Enthüllungen sexuellen Missbrauchs an katholischen Internaten und der Odenwaldschule las. Man

muss also annehmen, dass spätestens seither kindliches Liebesleben nur noch im Zusammenhang mit Missbrauch gedacht werden kann. Ich gab schließlich auf, schrieb und veröffentlichte ein anderes Buch, und lernte dann per Zufall die Verleger von Bertz+Fischer kennen, die den Mut besaßen, mein vielverschmähtes Manuskript zu diesem schönen Buch zu machen. Schon bald nach dessen Erscheinen wurde klar, dass der Buchhandel, einschließlich etlicher links/alternativer Buchläden, den Band boykottierte. Noch hofften wir auf Fernsehbeiträge und Rezensionen, zumal mein letztes Buch zum Thema Sexuelle Revolution, das 2014 erschien, von den Medien sehr gut aufgenommen worden war. Aber auch hier setzt sich der Boykott fort. Redaktionen reagieren auf das Buch mit Abwehr, freie Journalisten, die Rezensionen dazu oder Interviews mit mir anbieten, bekommen keinen Auftrag.

*Eine Geschichte scheint besonders viel Unbehagen auszulösen: Es ist die der inzwischen verstorbenen New Yorker Theatermacherin, Pazifistin und Verfechterin der freien Liebe, Judith Malina. Ihre Geschichte ist die einzige, in der explizite sexuelle Handlungen zwischen einem knapp zehnjährigen Mädchen und einem erwachsenen, vierzigjährigen Mann vorkommen, was die alte Dame in dem Interview nicht nur ungeniert ausspricht, sondern dazu auch betont, dieses Verhältnis habe ihr nicht geschadet. Sie sagt: »Er zeigte mir viel Schönes und machte mich neugierig auf Sexualität.« Eine Provokation, die sie bewusst begeht und die offenbar wirkt. Warum soll und darf eine solche Geschichte nicht erzählt werden?*

Ehrlich gesagt war ich zuerst selber schockiert, als mir die große alte Dame des avantgardistischen und linken Theaters erzählte, dass sie vom besten Freund ihres Vaters zu präsexuellen Zärtlichkeiten verführt worden war. Die entwaffnende Art aber, in der sie darüber sprach, überzeugte mich nicht nur davon, dass ihr diese Erfahrungen nicht geschadet haben, sondern auch davon, dass sie Freude daran hatte. Malinas künstlerisch hochproduktives und politisch bedingungslos engagiertes Leben erscheint mir so bewundernswert, dass ich an ihren Aussagen kaum zweifeln kann.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Ich meine nicht, dass Erwachsene, die Sex mit Kindern anfangen, strafrei ausgehen sollten. Kinder dürfen weder ökonomisch ausgebeutet, noch geschlagen oder sexuell funktionalisiert werden. Ich meine vielmehr, dass man in jedem Fall unterscheiden muss: zwischen Kindern und Jugendlichen, zwischen Sexualkontakten und Sexualverbrechen, zwischen Gewalt und Freiwilligkeit, zwischen möglicher und automatischer Traumatisierung der Opfer. Das heißt, dass nicht alle Kinder, die sexuelle Kontakte mit Erwachsenen haben, daran Schaden nehmen. Das zu behaupten, käme einer Stigmatisierung dieser Kinder gleich. Dass man das heute nicht mehr sagen darf, ohne sich dem Verdacht der Propagierung von Pädophilie auszusetzen, ist Teil des neuen Sexualkonservatismus, als

dessen Speerspitze die Angst vor den Pädophilen fungiert. Das »sexuelle Schutzbedürfnis«, von dem Adorno im Zusammenhang mit dem Schutz der Kinder vor Sexualverbrechen sagte, dass es »etwas Irres« habe, ist heute wieder mindestens ebenso stark ausgeprägt wie in den Adenauerjahren.

*Mich erinnert das ehrlich gesagt an den Diskurs um Prostitution – mit dem ich mich viel besser auskenne –, wie er von der konservativ-feministischen Seite geführt wird. Es wird gesagt, dass die Prostitution allen in ihr tätigen Frauen irreparablen Schaden zufügt. Das wird auch Frauen prophezeit, die betonen, dass sie sich nicht beschädigt fühlen. Aus einer solchen Erzählung gibt es keinen Ausweg, sie ist ideologisch abgedichtet. Nun ist der Vergleich zwischen Kindern und erwachsenen Frauen sicherlich gewagt, dennoch frage ich mich, ob hier nicht ein Zusammenhang besteht: Die Erzählung von der gewalttätigen männlichen Sexualität, von der passiven, »erleidenden« Sexualität von Frauen und Kindern, die den letzteren jede Subjektivität und Selbstbestimmung abspricht und sie damit auch entmündigt.*

Ich halte den Vergleich für bedingt zutreffend. Die Parallele liegt in der Verallgemeinerung und damit Stigmatisierung. Sicher gibt es viele Frauen, die durch Armut oder von Zuhältern in die Prostitution gezwungen werden. Ebenso wie es viele Kinder gibt, die von Erwachsenen geschlagen oder sexuell missbraucht werden. Wir leben in einer Welt von Ausbeutung, Gewalt und Missbrauch. Das heißt aber nicht, dass alle, die das am eigenen Leibe erfahren haben, für immer Opfer bleiben müssen. Das heißt auch nicht, dass jedes Prostitutionsverhältnis ausbeuterisch ist und jeder sexuelle Kontakt zwischen einem Minderjährigen und einem Erwachsenen verbrecherisch.

*Ist das ein Ergebnis der Dämonisierung der männlichen Sexualität? Oder handelt es sich um eine berechtigte Kritik an der patriarchal-männlichen Vorstellung von Sexualität, die ja tatsächlich oft gewaltsam war?*

Die konservative Vorstellung vom Mann als geborenem Krieger und Vergewaltiger und der Frau als der von Natur friedliebenden und harmoniestiftenden Retterin der Menschheit wurde im Laufe der 70er Jahre von einem Teil der Frauenbewegung entwickelt und beeinflusst bis heute die Sexualdiskurse. Hier die gute, sanfte und zärtliche Frauenlust, dort die böse, gewalttätige Männerbrunst mit dem Penis als Waffe, die es zu ächten und abzuschaffen gilt. Weibliche Sexualität wurde entsexualisiert, männliche dämonisiert. Dagegen stemmte sich in den 80er Jahren eine Vorstellung von Sexualität, die von deren angeblich natürlicher Legierung mit Macht, Gewalt und Todessehnsucht ausgeht, bei Frauen wie bei Männern. Die Verklärung der femme fatale und des Torero aus dem Carmen-Film von Carlos Saura war dafür typisch. Ich glaube, dass beide Ideologien zusammen heute für einen extrem negativen Sexualitätsbegriff sorgen, der das Bedürfnis nahelegt, wenigstens die Kinder

davor zu bewahren. Deshalb plädiere ich für einen neuen Sexualdiskurs, der die menschliche Lust wieder im Zusammenhang mit Genuss und Lebensfreude behandelt statt immer nur in dem von Missbrauch, Vergewaltigung und Pornofizierung.

*Die Geschichten widersprechen teils sehr deutlich der Auffassung vom unselbständigen, unschuldigen und naiven Kind, das vor der ungeheuren Tragweite seiner Handlungen, gerade in Bezug auf Sexualität und Körperlichkeit, geschützt werden muss. Ganz im Gegenteil erscheint es oft so, dass die Erwachsenen die Ernsthaftigkeit der kindlichen Sehnsüchte und Wünsche nicht abschätzen können oder sie jedenfalls ungeniert übergehen. Warum scheint es heute so unvorstellbar, dass Kinder auch in sexueller Hinsicht durchaus eine Selbständigkeit haben?*

Die Ideologie von der kindlichen Unschuld wurde erst am Ende des 18. Jahrhunderts entwickelt. Davor traute man dem Kind im Guten wie im Bösen und auch im Sexuellen fast alles zu, was die Erwachsenen können. Wichtigster Theoretiker der neuen Einstellung zum Kind war Jean Jacques Rousseau. Dieser Philosoph lehrte, dass Kinder vor der Pubertät weder romantisch noch erotisch oder gar sexuell empfinden könnten, wenn sie nicht von verantwortungslosen Erwachsenen mit Sexualität konfrontiert, das heißt verdorben würden. Oberschichtenkinder wurden seither bestraft, wenn sie masturbierten, den eigenen Körper inspizierten oder mit anderen Kindern Doktorspiele veranstalteten. Und man versuchte, sie so lange wie möglich über das menschliche Geschlechtsleben im Unklaren zu lassen. Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts begann Sigmund Freud an Rousseaus Lehre zu zweifeln. Mit der Entdeckung der oralen, analen und phallischen Phase kindlicher Sexualität erschütterte er die Vorstellung von den »unschuldigen« Engelchen des 19. Jahrhundert in ihren Grundfesten. Seine Erkenntnisse und seine Warnung vor der Unterdrückung und Bestrafung der Äußerungen kindlicher Sexualität begannen sich seither durchzusetzen. Unterbrochen in Europa von Faschismus, Stalinismus und der Prüderie der 1950er Jahre, setzte sich diese Entwicklung bis in die späten 60er Jahre fort, um in der 68er Bewegung mit der Wiederentdeckung des Freudschülers Wilhelm Reich ihren Höhepunkt zu erreichen. All das scheint heute fast ausgelöscht, wie wenn es Freud nie gegeben hätte. Die Rousseausche Utopie von der heilen Kinderwelt, die nichts Böses und nichts Sexuelles kennt, feiert fröhliche Urstände. Wie einst fürchtet man eine Beschmutzung der Kinder durch zu viel Wissen über Sexualität, warnt vor frühzeitiger Sexualaufklärung bzw. Sexualisierung, als wenn sich Kinder nicht von alleine für sexuelle Themen interessieren würden. Der sich darin offenbarende Sexualkonservatismus ist Teil des zeitgenössischen politischen Konservatismus.

*Mir scheint, dass man heute kindliche Erlebnisse und Gefühle nicht besonders ernst nimmt – weder die eigenen, noch die anderer Kinder. Man tut sie als »Schwär-*

mereien« und »Experimente« ab. Die »erste Liebe«, an die man sich erinnert, ist meist die im Pubertätsalter. In den Erzählungen des Buches wird dagegen deutlich, dass schon die kindlichen Freund- und Liebschaften zutiefst prägend für die spätere Entwicklung sind, ja dass sie tatsächlich ernsthafte biographische Erlebnisse darstellen, die auch enorm unterschiedlich sind.

Ich glaube, dass Kinder nicht so viel anders sind als Erwachsene. Schon ganz früh verlieben sie sich, gehen langjährige Beziehungen mit anderen Kindern ein und leiden unter Trennungen. Ganz früh schon masturbieren sie, ahmen den Geschlechtsverkehr der Erwachsenen nach, haben sexuelle Empfindungen, Erektionen und Orgasmen. Natürlich ist ihre Sexualität weniger zielgerichtet als die der Erwachsenen, weil sie sich noch in der Entwicklung befindet. Die angeblich grundsätzliche Andersartigkeit der Kinder aber gehört zur Ideologie ihrer Unschuld im moralischen wie im sexuellen Sinn und zu einer entmündigenden Pädagogik, die dem Kind selbständiges Denken und Handeln abspricht.

*Sie haben in dem Buch nicht nur die Kindergeschichten, die Ihnen erzählt wurden, sondern ganze Portraits Ihrer Gesprächspartner aufgezeichnet. Wollten Sie damit vermeiden, dass das Buch eine Sammlung von »Sexgeschichten« wird?*

Die Beziehung zwischen dem frühen und dem späteren Liebesleben haben mich von Anfang an interessiert. Deshalb habe ich die Protagonisten nicht nur zu ihrer Kindheit, sondern zu ihrem ganzen Leben befragt. Fast alle sahen da selbst Parallelen und Bezüge.

*An einer Geschichte des Buches wird sehr deutlich, wie sehr das erwachsene Selbstbild die Erinnerung auch an kindliche Erlebnisse prägt. Eine kindliche Freundschaft wird aus der Perspektive beider Beteiligten erzählt. Während der männliche Part, Robert, die Kinderfreundin vor allem als männliche Eroberung erinnert, mit der er sich vor seinen Jungsfreunden brüstete, erinnert Waltraut sich vor allem an eine zarte Freundschaft, an gemeinsame Gespräche im Baumhaus und Vertraulichkeit. Hier spielen offenbar die Geschlechterrollen, die Männern und Frauen in unserer Gesellschaft zugewiesen werden, eine Rolle. Aber auch bei Judith Malina könnte man sich die Frage stellen, wie sehr ihre Überzeugung von der positiven Kraft freier Liebe vielleicht ihre Kindheitserinnerung auch verklärt. Relativiert das nicht die Aussagekraft dieser Erinnerungen?*

Natürlich. Erinnerungen sind immer bearbeitet und, wie die Geschichte von Robert und Waltraut zeigt, auch gefiltert. Waltraut, die sich zu einer ziemlich konservativen Frau entwickelt hat, blendet die erotischen Anteile ihrer Beziehung zu Robert aus. Er, im späteren Leben ein unkonventioneller Mensch mit zeitweiliger Tendenz zum Frauenkonsum, hat mit den präsexuellen Teilen der Geschichte kein Problem. Er kann sich aber an das

Emotionale nur schwer erinnern, was er auch sagt. Und dass Judith Malina ihr Engagement für die freie Liebe dem Verführer-Onkel verdankt, mag übertrieben sein, entspricht aber ihrem Credo des radikal Unkonventionellen.

*In dem Buch kommen keine Geschichten vor, die von negativen sexuellen Erlebnissen und sexueller Gewalt berichten. War es Ihre Absicht, nur die positive Seite, die Neugier und Lust zu schildern, oder ergab sich das von selbst, indem Ihre Gesprächspartner nur von dieser Seite berichteten?*

Das stimmt nicht ganz, weil es auch traurige Geschichten gibt, begonnen mit meiner eigenen oder der von Gregor Cürten, der nie über die Trennung von seiner Kinderfreundin hinwegkam. Es gab allerdings keine Protagonisten, die mir von negativen präsexuellen Erfahrungen berichtet hätten. Wenn ich speziell nach Missbrauchserfahrungen gefragt hätte, wäre das wohl anders gewesen und hätte ein ganz anderes Buch ergeben.

*Kindliches Erleben ebenso wie die spätere Erinnerung daran werden durch gesellschaftliche Auffassungen von Sexualität, Moral, Geschlechterrollen, etc. geprägt. Gibt es denn überhaupt so etwas wie eine »unschuldige« kindliche Sexualität? Oder ist nicht die ganze Problematik von Geschlechterrollen, Übergriffen, Grenzüberschreitungen auch in der kindlichen Sexualität schon vorhanden? Ist es zum Beispiel naiv-kindlich oder problematisch, wenn ein Junge im Grundschulalter einem gleichaltrigen Mädchen den Tauschhandel »einmal kurz anfassen« gegen »Aufsatz für sie schreiben« anbietet? Kann man Kindern die Selbstbestimmung über solche Fragen zutrauen?*

Man muss ihnen das zutrauen, aber man sollte auch mit ihnen darüber sprechen, wenn sie einander körperlich oder emotional verletzen. Die Alternative wäre, sie in jene angeblich heile Kinderwelt des 19. Jahrhunderts einzusperren, sie von der gesellschaftlichen Realität fernzuhalten und stattdessen vor den bösen Onkeln zu warnen. Das geheime Sexualleben der ungezogenen und »verdorbene« Dorfkinde in der Geschichte, auf die sie anspielen, war ganz offensichtlich von den Hierarchien und Ausbeutungsverhältnissen der Erwachsenen geprägt. Trotzdem schufen sie sich in ihrem Ungehorsam etwas Eigenes, das darüber hinausging und wahrscheinlich besser war, als das, was bürgerliche Kinder wie ich erlebt haben.

*Heutige Erziehung scheint vor allem darauf ausgerichtet, Kinder frühzeitig in das Leistungssystem einzupassen, sie in allen möglichen Bereichen möglichst frühzeitig zu »fördern«, um ihnen die besten Chancen auf dem umkämpften Arbeitsmarkt zu verschaffen. Sehen Sie da einen Zusammenhang mit der hysterischen Angst vor Pädophilie, die ja so weit geht, dass heutzutage schon das gemeinsame nackte Baden mit den eigenen Kindern*

*verpönt ist oder dass männliche Erzieher in Kindergärten einem Generalverdacht ausgesetzt sind, wenn sie Kinder auf den Schoß nehmen?*

Das ist ein guter Gedanke. Das Bedürfnis nach möglichst weitgehender Kontrolle über die Kinder und ihre Entwicklung fördert wahrscheinlich auch die Angst der Eltern vor dem Bösewicht, der ihr so sorgfältig entwickeltes Erziehungswerk zerstören könnte.

*Sie und auch Ihre Gesprächspartner erwähnen mehrfach die positive Kraft des sexuellen Aufbruchs der 60er und 70er Jahre. Doch war nicht die intensive Beschäftigung der 68er mit der kindlichen Sexualität auch eine Projektion der eigenen Wünsche auf die Kinder, verbunden mit einer anderen Art von Erzählung von der »Unschuld« der Kindheit: von einer ursprünglicheren, freieren, von Schuld unbelasteten Sexualität. Und wird diese Erzählung nicht auch durch die Geschichten in ihrem Buch dementiert?*

Tatsächlich wurde Sexualität in der 68er Zeit idealisiert und romantisiert, so dass sie den Charakter von Rousseaus gutem Wilden annahm. Man hoffte, in einer von sozialer Ungerechtigkeit und entfremdeter Arbeit befreiten Gesellschaft bessere Beziehungsmodelle und Liebesformen zu entwickeln. Die befreite Sexualität würde dann allen ungetrübten Genuss gewähren. Pornographie und Prostitution würden sich erübrigen, das Sexualverbrechen aussterben. Dass sich die 68er so viel mit der Sexualität ihrer Kinder beschäftigt hätten, stimmt meiner Erinnerung nach nicht. Der Akzent lag eher auf dem Erlauben all dessen, was meiner eigenen Generation verboten war, Onanieren, Exhibitionieren, Doktorspiele usw. Richtig ist, dass die Nachtseiten von Sexualität ausgeblendet wurden, indem man sexuellen Missbrauch von Kindern oder auch Vergewaltigungen verleugnete oder verharmloste. Eine Gegenreaktion auf die extreme Sexualfeindlichkeit der 50er Jahre.

*Heute, in Zeiten einer tiefen ökonomischen Krise und politischer Resignation und Ohnmacht, ist von dem Befreiungspotential der Sexualität keine Rede mehr. Heutigen sexuellen Emanzipationsbewegungen, im LGBTI- und Queerbereich und im SM, fehlt oft eine umfassende politisch-gesellschaftliche Perspektive und es scheint eher ein Rückzug in sogenannte »safe spaces« stattzufinden. Die gewalttätigen und übergriffigen Seiten der Sexualität scheinen sehr viel präsenter, auch wenn zugleich vieles in Bezug auf die Sexualität liberaler erscheint als damals: nicht nur alle Arten von sexueller Orientierung, auch SM- und Fetischpraktiken sind weit selbstverständlicher und akzeptierter, sexualisierte Bilder sind allgegenwärtig, auf eine bestimmte Weise kommen Kinder heute auch viel früher mit sexuellen Bildern und Praktiken in Berührung als damals, nicht zuletzt durch das Internet. Hängen Entpolitisierung und die Angst vor Gewalt zusammen?*

Auf seine Weise hat der Kapitalismus zur Befreiung der Sexualität beigetragen. Es gibt heute Partner-Märkte für jede Form von Sexualität, die früher geächtet war, und Produkte für entsprechende Konsumenten: für bindungsunwillige Singles, für Swinger, für Schwule, Lesben, Transvestiten, Transsexuelle, Sadomasochisten, Fetischisten bis hin zu den Pädophilen. Das geht von Kontaktanzeigen über bestimmte Kleider, spezielle Literatur und Sexspielzeuge bis hin zu operativen und hormonellen Programmen für Geschlechtswechsler. Pädophile werden mit der modischen Präsentation von Kindern als Sexobjekten und immer jüngeren Fotomodellen bedient. Das alles aber hat einen Preis, der hoch ist. In dem von den Medien und in der Pornographie präsentierten und verkauften Bild von Sexualität spiegeln sich die bösen Eigenschaften des entfesselten Marktes und der von ihm geprägten Gesellschaft: Konkurrenz- und Leistungsdruck, Macht, Machtkampf, Ohnmacht, Gewalt und Gewaltbereitschaft. Diese spätkapitalistische Zurichtung von Sexualität, die ich für repressiv halte, mischt sich inzwischen mit der herkömmlich Sexualunterdrückung mittels konventioneller Moral und entsprechender Geschlechterrollen. Der Millionenseller »Shades of Grey« ist ein abstoßendes Beispiel dafür.

*Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen dieser zunehmenden Warenförmigkeit und Fetischisierung der Sexualität, wie es Volkmar Sigusch einmal formulierte, und der heutigen Auffassung von kindlicher Sexualität? Hängt die Tabuisierung kindlicher Sexualität vielleicht auch mit einer Verdrängung der eigenen kindlichen Wünsche zusammen, die man sich nicht mehr eingestehen darf, weil aus ihnen nichts wurde? Und spiegelt sich darin die weitgehende politische Resignation und Ohnmacht der Gegenwart?*

Sie haben recht, in einer Atmosphäre genereller Prüderie verdrängen die Menschen ihre eigene kindliche Sexualität und möchten von sexuell agierenden Kindern nicht daran erinnert werden. Ohne kindliche Sexualität aber gibt es kein befriedigendes Sexualleben im Erwachsenenalter. Deshalb wird Eros immer als Kind dargestellt, und die Malerei des Abendlandes ist voll von Darstellungen nackter Kinder in erotischen Posen. Dornauszieherknaben, Christusknaben, Putten, Amoretten, Engel usw. All das war und ist keine Kinderpornographie, keine Wichsvorlage für Pädophile, wie es neuerdings behauptet wird, sondern lustvoller Reflex der kindlichen Sexualität von Künstler wie Betrachter.

*Ist die Hysterie um den Kindesmissbrauch und zuletzt um »Kinderpornographie« Anzeichen eines gesamtgesellschaftlichen Backlashs in sexualkonservativer Hinsicht oder vor allem eine politische Kampagne, um die Reste der linken 68er-Bewegung zu diskreditieren, die noch nicht durch den Vorwurf des RAF-Sympathisantums oder die Totalitarismusthese aus dem Weg geräumt waren?*

Beides. Wie gesagt halte ich die hysterische Furcht vor der Beschmutzung der Kinder mit Sexualität für die Speerspitze des neuen Sexualkonservatismus. Das 68er-Bashing gehört zum generellen Konservatismus und dessen Sündenbockstrategie.

*Und wie erklären Sie sich die Anziehungskraft dieses sexualpolitischen Konservatismus in der gegenwärtigen Mittel- und Oberschicht? Ist das wieder die Angst vor den proletarischen Schmuddelkindern, ein Distinktionsbewusstsein? Oder ist Sexualität hier einmal mehr das Feld, auf dem politische Ängste und Ressentiments ausgelebt werden, so wie Antisemitismus und Rassismus immer schon eine sexuelle Komponente hatten und auch der Topos des Kinderschänders mit diesen beiden Ressentiments eng verknüpft war – der des Zuhälters im Übrigen auch: zwei zwielichtige, sexuell-ausbeuterische und schmutzige Männerfiguren?*

Der Pädophile oder Kinderschänder ist einer, über dessen Verabscheuungswürdigkeit sich fast alle Zeitgenossen einig sind. Dagegen steht das unschuldige Kind, das es gemeinsam zu behüten gilt. Die stark homophobische Komponente dieser Sündenbockwahl, wie sie im Edathy-Fall besonders deutlich wurde, lässt auf geheime Wünsche schließen. Das gleiche gilt für das übersteigerte Bedürfnis, kleine Mädchen vor dem bösen Mann zu schützen. Ich sehe darin eine Überkompensation des zeitgenössischen Jugendwahns, wie er sich in einem immer jünger werdenden Schönheitsideal spiegelt. Die ganze Kinderschutz- und Pädophiliedebatte hat von daher etwas höchst Doppelmoralisches und Verlogenes.

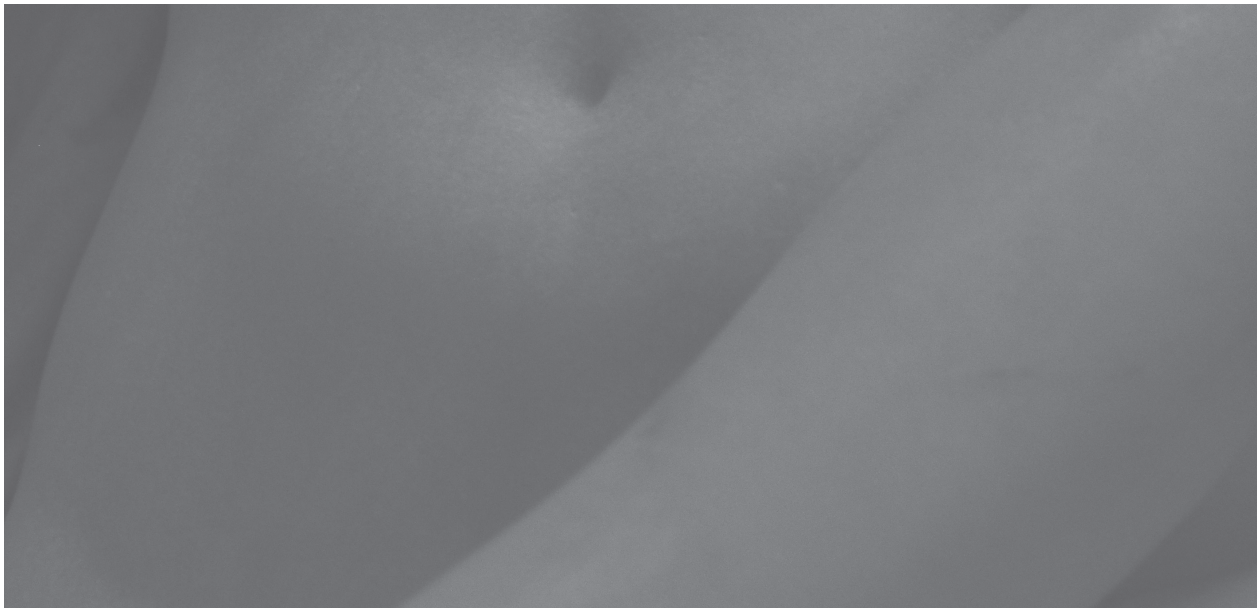
**Theodora Becker**



# Über das Unbehagen in der homosexuellen Emanzipation

Bei den aktuellen Stellungnahmen zu Rassismus, etwa beim Kiss-in von maneo zum 17. Mai, oder zu sogenannter ›Gender-Ideologie‹, die von Rechten stammen, wird die geneigte Leserin mit dogmatischen, undifferenzierten Beiträgen geradezu überschüttet. Auf der einen Seite wird schon ›Islamophobie‹ gerufen, wenn eine Demo gegen Homosexuellenfeindlichkeit durch Neukölln organisiert wird, eben weil sie in Neukölln stattfindet. Und auf der anderen Seite spricht man von einer ›Islamisierung‹ und betreibt dabei nicht Religionskritik, sondern hängt einer völkischen Ideologie nach. Auch auf die rechte Ablehnung des ›Genderismus‹ muss die Antwort nicht lauten, alles klasse zu finden, was die Queer Theory hervorgebracht hat. Und ein kritischer Beitrag zur Queer Theory muss eben nicht mit Homosexuellenfeindlichkeit einhergehen – ganz im Gegenteil.

Tjark Kunstreich präsentiert mit seinem Buch »Dialektik der Abweichung« eine sachkundige und differenzierte Auseinandersetzung, ohne dabei die üblichen queeren wie maskulinistischen Stammtischparolen anzustrengen. Der in der Reihe *konkret texte* erschienene Band vereint Artikel und Vorträge des Wiener Autors, die einen Einblick in die Verhandlung von Homosexualität, Verfolgung und Emanzipation bieten. Ideologien als solche zu benennen und dabei auch scheinbare Widersprüche offenzulegen, geht nicht so leicht von der Hand, wie das angesprochene affektgeladene Rausposaunen. Gerade darum ist es besonders angenehm, dass Kunstreich es vermag, mit seinen Texten eine Komplexität als solche zu begreifen und dabei spannende und gut leserliche Texte zu verfassen.



Mit dem Unbehagen in der homosexuellen Emanzipation wird die Unsicherheit der Homosexuellen heute aufgegriffen. Neben der noch vorhandenen, direkt sichtbaren Ungleichbehandlung geht es hier um die Unmöglichkeit nur scheinbar ermöglichtem offenen Schwul- und Lesbischseins in einer liberaler gewordenen Gesellschaft: »Wo man früher einem gesellschaftlichen Konsens begegnete, der Diskriminierung und Verachtung bedeutete, ist man heute Situationen ausgesetzt, die weniger einschätzbar und von Individuen oder Gruppen, nicht aber von der gesellschaftlichen Situation abhängig sind.« Das Händchenhalten in der Öffentlichkeit ist für Homosexuelle nicht etwa selbstverständlich, sondern potentiell gefährlich. Emanzipation, so Kunstreich, bedeutet in der hiesigen Gesellschaft »immer Assimilation bis an die Grenze der Selbstaufgabe und darüber hinaus« und geht »keineswegs mit der ersehnten Anerkennung« einher. Und so findet der Autor das Unbehagen in der homosexuellen Emanzipation am deutlichsten dort, wo diese am weitesten fortgeschritten zu sein scheint. Viel zu sehr wird, etwa durch Aneinanderreihungen wie LGBTIQ, eine »Mehrheit der Minderheiten« heraufbeschworen, die der tatsächlich vorhandenen Differenz der darin angesprochenen Gruppen nicht standhält. Selbst innerhalb der Schwulen geht diese Gleichmachung angesichts der vorhandenen Differenz nicht auf. Dabei bleibt die »Sehnsucht der Mitte« nach dem gesellschaftlichen Stillstand virulent, was anhand der französischen Kampagne gegen die Homo-Ehe deutlich gemacht wird: Die Ermöglichung einer Ehe von Homosexuellen verweist auf die Gemachtheit solcher Institutionen und erschüttert die Vorstellung eines natürlichen Urgrunds der Gesellschaft.

Anhand der Frage der homosexuellen Emanzipation wird auch Michel Foucault als Hoheit der Queer Theory deutlich kritisch hinterfragt: »Foucaults Begriffe sind wie aus Trockeneis, sie machen viel Rauch um nichts.« Doch handelt es sich hierbei nicht um einen schlichten Abriss, vielmehr analysiert Kunstreich detailliert die Reportagen Foucaults zur islamischen Revolution im Iran der Jahre 1978 und 1979 und die Reaktionen aus der un-

dogmatischen Linken der Zeit. So erfährt man sowohl von Joschka Fischers Begeisterung für die »Glaubenskraft eines Volkes« als auch von Foucaults Faszination für Religiosität, welche der Autor als die eines Europäers sieht, »der in weißen Bärten Weisheit und in Handarbeit Authentizität erkennt«. In der Kritik steht auch die mittlerweile verbreitete Ansicht, dass die Homosexualität ein westlicher Import in nichtwestliche Länder sei und darum auch keine Aussagen zur Verfolgung getroffen werden sollten. Anhand der Selbstdefinition von Flüchtlingen macht der Autor deutlich, dass die erste Annahme richtig ist, da sich deren Selbstverständnis nicht mit dem deckt, was etwa in Deutschland unter Schwul- und Lesbischsein verstanden wird. Doch ist das Begehren, das der Begriff ‚Homosexualität‘ beschreibt, nicht auf den Westen beschränkt – und wird ja nichtsdestotrotz verfolgt. Entsprechend geht es Kunstreich hier um Solidarität und er fragt: »[I]st es rassistisch, darüber zu sprechen, oder ist es rassistisch, diese Verhältnisse zu verschweigen?«

Es sind diese und weitere Denkanstöße und Analysen, die die »Dialektik der Abweichung« zu einem spannenden Buch machen. Dazu gehört die Auseinandersetzung mit den Verschwörungstheorien um das sogenannte »Pinkwashing« ebenso wie die Rückbindung des Begriffs »Queer« an dessen politische Verwendung zu Zeiten von ACT UP. Die Artikel erfassen in ihrer relativen Kürze die Komplexität unterschiedlicher historischer sowie aktueller Ereignisse und betten sie in eine gesellschaftskritische Theorie. Dabei erwartet die Leserin hier eine eindrucksvolle Lektüre, die durch klare Worte und Argumentationen verständlich bleibt.

### **Patsy l'Amour laLove**

Der Text wurde zuerst auf [queer.de](http://queer.de) veröffentlicht.

Tjark Kunstreich: Dialektik der Abweichung. Über das Unbehagen in der homosexuellen Emanzipation. Hamburg, 2015.

## Zur Kritik des Staatsfeminismus

Wenn gesellschaftskritische Bewegungen – sei es durch eigene Unfähigkeit oder die Härten der Repression – in die Formen des Bestehende re-integriert werden, ist das unschön anzusehende Resultat meist diese oder jene Spielart des Reformismus (die Leute in den Knästen sieht man selten). Anstatt die Gesamtheit der Formen von Ausbeutung und Herrschaft zerschlagen zu wollen, soll an einigen Symptomen von ihnen gebastelt werden, was am Ende Steve Jobs, Die Grünen, Ökostrom und Kaffeemaschinen mit organisch abbaubaren Pads hervorbringt. Wie Lilly Lent und Andrea Trumann in ihrem neuen Buch »Kritik des Staatsfeminismus« nachweisen, blieben von dieser Integration auch gewisse Strömungen des Feminismus nicht verschont. So gehen die Inhalte der derzeitigen Familienpolitik der BRD auf den Differenzfeminismus der 70er und 80er Jahre zurück, der eine Naturalisierung der Mutter-Kind-Beziehung propagier-

te. Die in dieser Bewegung entwickelten Vorstellungen und Praktiken der »guten Mutter« wurden zu einem der Grundpfeiler staatlicher Familienpolitik, die »die Frauen einmal als Berufstätige begreift und ihnen durch die neue Mutterideologie doch wieder die Hauptlast der Kindererziehung aufhalst«. Damit vertreten die beiden Autorinnen im ersten Kapitel ihres Buches eine Abwandlung der These der beiden Weberianer Boltanski und Chiapello, nach der die Kapitalismuskritik der 68er-Bewegung zumindest in ihrer künstlerischen Ausprägung den neuen, neoliberalen Geist des Kapitalismus hervorgebracht hat. Sie präzisieren allerdings, dass die staatlichen Apparate keineswegs über Nacht zu differenzfeministischen Institutionen mutiert sind. »Vielmehr wurden einzelne Aspekte herausgenommen und verabsolutiert, andere wiederum bekamen durch ihre Verallgemeinerung unter kapitalistischen Bedingungen eine einseitige Form.«



Eher im Plauderton – analog den vielfach zitierten Forenbeiträgen –, aber trotzdem minutiös werden im mittleren Teil des Buches, nach einem kurzen historischen Abriss der Entstehung und aktuellen Entwicklung der Kleinfamilie, Struktur und Konsequenzen der bundesdeutschen Familienpolitik der letzten 15 Jahre abgehandelt. Elterngeld, Ehegattensplitting, das neue Scheidungs- und Unterhaltsrecht, der Ausbau der Kita-Plätze und das Betreuungsgeld werden auf Sinn und Zweck geprüft und ihre Wirkungen anhand von reichlich empirischen Material nachverfolgt.

Das Urteil der beiden Autorinnen ist verheerend. Die staatlichen Maßnahmen, welche die Frauen in der Vereinbarkeit ihrer Mutterfunktion mit der Lohnarbeit angeblich unterstützen und so für mehr Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern sorgen sollen, haben die Frauen im Gegenteil in eine schlechte Situation gebracht. Weder Elterngeld noch Kita-Ausbau haben etwas daran geändert, dass nach wie vor die Hauptlast der Reproduktionsarbeit an ihnen hängen bleibt. Sie haben die Belastung der Mütter sogar noch verschärft, weil zur traditionellen Erziehungsarbeit der Hausfrau noch den gesellschaftlichen Zwang zur Lohnarbeit gestellt und über die neue Mutterideologie gleichzeitig die Verantwortung für die Kindespflege privatisiert haben. In der Arbeitswelt wiederum können die Frauen bisher auch nur von Gleichberechtigung träumen. Im Schnitt verdienen sie nur halb so viel wie Männer, arbeiten unter prekären Bedingungen, meist im Niedriglohnbereich, sind hier wiederum mit reproduktiven Aufgaben betraut und aufgrund der ihnen überlassenen Erziehungsarbeit haben sie wiederum kaum Aufstiegschancen.

Hinter den meisten Unterstützungsleistungen lassen die Autorinnen den expliziten Klassencharakter staatlicher Maßnahmen erkennbar werden. Gefördert wird durch Betreuungs- und Elterngeld nur der »qualifizierte« Nachwuchs ab der Mittelschicht aufwärts. Ein analytischer Erklärungsversuch der einzelnen Maßnahmen wird jedoch erst in den letzten Kapiteln des Buches unternommen. Zentral ist dabei die Einsicht in die Widersprüchlichkeit der neuerlichen Sorge des Staates um die Situation der Frau. Entgegen der weitverbreiteten Suggestion, »neoliberale« Politik bestehe einzig in einem Raubbau am ehemals alle versorgenden »Wohlfahrtsstaat«, konstatieren die beiden Autorinnen, dass vermehrt in den Erziehungssektor investiert wird. Jedoch hat der »Staat des Kapitals« (Johannes Agnoli) nicht über Nacht seine verdrängte mütterliche Kinderliebe entdeckt, sondern versucht wie stets, die allgemeinen Rahmenbedingungen der Kapitalakkumulation zu verbessern. Das gestaltet sich aber als ein vertracktes Unterfangen, weil die Familienpolitik »sowohl für ausreichend billige Arbeitskräfte auf dem Markt zu sorgen als auch die Familie als Ort des Kinderaufziehens weiterhin zu stärken [hat].«

Um der wirtschaftlichen Stagnation der 90er Jahre zu begegnen, konzentrierte sich der deutsche Staat auf den ersten Faktor: die Verbilligung der Ware Arbeitskraft. Dabei spielte die Familienpolitik eine entscheidende Rolle. Verschiedene Maßnahmen sorgten dafür,

dass sich Mütter massenhaft gezwungen sahen, schon kurz nach der Geburt mit Lohnarbeit ihren Unterhalt zu verdienen. Größtenteils mussten sie dafür Teilzeit- und Minijobs annehmen, so dass mit der weiblichen Arbeitskraft das berühmte Jobwunder im Niedriglohnbereich und damit die ökonomische Vormachtstellung der BRD in Europa geschaffen wurde. »Zurzeit ist offensichtlich das Ziel vorrangig, den Wert der Ware Arbeitskraft zu senken, weshalb der Staat die Feministin spielt und den Frauen zu der Erfüllung ihrer Forderung verhilft, Arbeit mit Mutterschaft verbinden zu können.« Hinter dem neuerlichen Feminismusfimmel des deutschen Staates steckt also eine Strategie zur Krisenlösung, die über die allgemeine Verschlechterung der Lebenssituation der Lohnabhängigen operiert, deren Verlierer aber vor allem Frauen, insbesondere Mütter sind. »Die Freisetzung der Arbeitskraft der Frau hat also nur den Anschein der Emanzipation hervorgebracht.«

Am Ende widmen sich die beiden Autorinnen noch der Frage: Was tun, angesichts dieses Schlamassels? Etwas Care-Bewegungen, für die in Berlin 2014 eine Konferenz abgehalten wurde, wollen sie sich deswegen aber nicht anschließen. Sie verfallen wiederum jenem eingangs geschilderten Phänomen: an die Stelle der radikalen Zerstörung aller Formen von gesellschaftlicher Ausbeutung und Herrschaft tritt die Rumbastelei an einzelnen unschönen Symptomen. »Weder das Modell »Kleinfamilie« – heute oft zur Alleinerziehenden geschrumpft – noch die Lohnarbeit als solche werden in Frage gestellt. Es scheint, als wollten viele aus der neuen Care-Bewegung nur die besseren Familienministerinnen sein.« Vor allem gegen die falschen Vorstellung, der Staat sei ein neutrales Medium, mit dem man beliebige Programme durchsetzen könne, und der dafür symptomatischen Wunschvorstellung vom guten Wohlfahrtsstaat polemisieren die Autorinnen. »Stattdessen wäre es zukunftsweisender, staatskritische Positionen zu entwickeln – und kollektive Praxen, die die Kleinfamilie, wenn schon nicht gleich ersetzen, so doch entlasten können. Eine Voraussetzung dafür wäre, die vorherrschende Mutterideologie fundamental infrage zu stellen.« Diesem Vorhaben kann man sich nur vorbehaltlos anschließen.

### Olga Montseny

Lilly Lent und Andrea Trumann: Kritik des Staatsfeminismus. Oder: Kinder, Küche, Kapitalismus. Berlin, 2015.

# Talk

---

Kürzlich spätabends auf dem Sofa: Im Fernsehen läuft irgendein Film, die Handlung hat das Gedächtnis schon fast wieder verlassen; es könnte Anna Karenina gewesen sein oder ebensogut etwas ganz anderes. Nach langen Verwicklungen finden er und sie zusammen und landen gleich in einem Bett, wo sie, dem Bildschirm nach zu schließen, eine Nacht von noch nie dagewesener Lust miteinander verbringen. So weit, so gut, so bekannt – so unbehaglich. Neben mir sitzt der momentane Liebhaber, mit dem es auf dem Sofa plötzlich sehr eng wird – zwischen uns wächst in Sekunden die Unsicherheit zu einem Nashorn heran. Unser Sex ist oft sehr schön, sonst wäre er jetzt wohl nicht hier, aber Ekstase, wie die eben gesehene, geht uns ab und auch unsere erste gemeinsame Nacht war nicht dermaßen explosiv. Das ist uns auf einmal beiden seltsam bewusst – ebenso die Tatsache, dass Filmgeschehen natürlich Filmgeschehen ist. Aber ein Idealbild muss ja irgendwo herkommen, und so wenige im wirklichen Leben von atemberaubendem Sex auf den ersten Versuch erzählen, so wenige glauben wahrscheinlich im Gegensatz, dass es sexuelle Glückseligkeit nicht geben könne.

Nach einer Weile beugt sich der Liebhaber um das Nashorn herum und fragt unruhigen Gesichts, ob ich glaube, dass man sich ohne weiteres wortlos verstehen könne. Ich glaube es nicht. Ich glaube aber, dass seine Frage einen Punkt getroffen hat, über den ich so noch nie nachgedacht habe. Nicht nur haben Menschen in Filmen, auch in Büchern, soweit es nachvollziehbar ist, ständig unglaublich guten Sex. Sie sind dabei auch, wenigstens was artikulierte Dinge angeht, stumm wie die Fische. Unrealistisch daran ist nicht einmal der auf Anhieb perfekt funktionierende Sex, sondern dieses Funktionieren auf Basis von nicht statthabender oder zumindest nicht wahrnehmbarer Kommunikation. Dass das gehen soll, scheint mir geradezu hysterisch unwahrscheinlich. Es fängt damit an, dass sich Vorlieben im Bett so sehr unterscheiden wie Menschen und ihre verschiedenen Erfahrungen; und dann mögen sie ja manchmal von Tag zu Tag noch andere Sachen. Aus dieser unbegreiflichen Menge an Möglichkeiten die Wünsche eines einzelnen Gegenübers herauszufinden, wäre unwahrscheinlich, noch dazu gleich beim ersten Mal.

Eine intuitive Antwort auf diese Unsicherheit ist vermutlich, das zu tun, wovon man annimmt, dass es durchschnittlich gefällt; damit wird man nicht allzuviel verspielen. Wenn dem Gegenüber durchschnittlich viele der durchschnittlichen Sachen gefallen, wird es eben auch durchschnittlicher Sex sein – wogegen prinzipiell nichts zu sagen ist. Es ist schließlich nicht moralisch falsch, mittelmäßigen Sex zu haben; als Mitglied einer Gesellschaft, in der alle permanent möglichst alles an sich optimieren müssen, will man das Verbesserungsstreben eigentlich nicht auch noch mit ins Bett nehmen. Es ist nur, dass in diesem Fall der Sachzwang der Lust dazwischenkommt. Der Lust sind Anti-Optimierungsüberlegungen egal, she wants to have her cake and eat it, too. Niemand wird, vor beide Möglichkeiten gestellt, der Glückseligkeit die Zufriedenheit vorziehen.

Dass das sexuelle Glück ein Zufall sein sollte, beruhend auf einer magischen Fügung aneinander, dass es einfach-so-gehen-müsse, ist ein bisschen ähnlich der kindlichen Forderung an das Wetter: Es soll nicht regnen! Die Wahrscheinlichkeit, dass das Gewünschte einfach eintritt, ist ebenso verschwindend gering wie die, dass man es durch schiere Willenskraft oder Befolgung simpler Regeln herstellen könnte. Bei näherem Hinsehen ist das vielleicht auch ganz schön so. Worauf Menschen wie warum reagieren, ist kaum vorhersagbar, weil sie halt keine Apparate sind, weil Körpersprache individuell unterschiedlich und uneinheitlich und deshalb höchst missverständlich ist. Das Reagieren auf körperliche Signale ist fast immer wie ein Schuss ins Blaue. In Alltagssituationen ist das oft schon überdeutlich; wie sollte es nicht noch schwieriger sein beim Sex, wo die unmittelbare Nähe und Nacktheit des anderen, aber auch die Dunkelheit die Unsicherheit verstärken.

Miteinander zu reden beim miteinander schlafen ist demnach mindestens zweckmäßig. Als Zweckmäßigkeit aber würde es direkt der Optimierung anheim fallen; es wäre schiere Technikverbesserung, ein cheat wie beim Onlinegame, im Sinne von »wenn du das eingibst, klappt es«. Miteinander sprechen als Zweckmäßigkeit würde konsequent bedeuten, einem neuen Sexualpartner erst einmal die eigenen Lieblingsstellen zu erklären und das gegenseitige Erkunden, aus dem der Reiz des Neuen und der Vorfreude entsteht, von vornherein zu unterbinden. Das heißt, solange das Sprechen abstraktes Mittel bleibt, ist es vollkommen sinnlos. Welchen Sinn könnte es aber haben? Wenn es einen hat, dann vielleicht in erster Linie den, sich tatsächlich näher zu kommen; das heißt, ein wenig von der Angst abzutragen, deren Ausmaß sich komischerweise oft umgekehrt proportional zur Nähe der Körper verhält.

Die Vorstellung, beim Sex viel mehr als den einen oder anderen Laut von sich zu geben, ist auf den ersten Blick

vielleicht eine unbehagliche. Sich der Details des eigenen Verlangens halbwegs sicher zu sein, ist schon nicht so einfach; sie darlegen zu müssen, kann erstaunlich große Furcht einflößen. Dirty talk kann und will nicht jede – und der halbmotiviert instrumentelle Versuch macht vielleicht mehr kaputt als an. Auf der anderen Seite lauert die Befürchtung, dass der Sex durch zu viel reden zu einer Art unbedeckten Therapiesitzung gerät; »Wünsche und Bedürfnisse äußern« klingt als Vorhaben schon nach Ratgeberliteratur für mittelalte Ehepaare. Am kompliziertesten ist es vielleicht, die »Bedienungsanleitung« zu vermeiden. Wenn es schön ist, was jemand mit einem tut, und man weiß, es könnte sogar noch schöner sein, wenn die Person dies-und-jenes tun würde, kann es unheimlich schwerfallen, das zu sagen, ohne in der Manier von »mehr links« oder »mehr rechts« schlicht instruktiv zu klingen. Schwer fällt es hauptsächlich, weil es bedeutet, Scham zu überwinden. Die Scham, die mit der Benennung des eigenen Körpers vielleicht immer noch verbunden ist; oder die Scham, einen Wunsch auszudrücken, die ja manchmal schon daraus entsteht, dem anderen nicht vermitteln zu wollen, dass er nicht alles perfekt macht. Dass ebenjenes alles-perfekt-machen von vornherein unmöglich war, ist im Eifer des Gefechts mit den eigenen Zweifeln leicht zu vergessen. Die ganze Scham wird man eh nicht überkommen; die Gründe für das Schamgefühl sind komplex, und manche davon machen das Reizvolle am Sex aus. Zu überwinden wäre nur der Anteil, hinter dem sich das Vergnügen versteckt. Die gezielte Aufgabe der Scham in bestimmter und begrenzter Hinsicht ist in letzter Konsequenz eines der Dinge, die Sex zu einer eben-nicht-so-banalen Angelegenheit machen: eine Offenbarung von Vertrauen. Das Masturbieren vor dem Anderen, das viele Leute unheimlich sexy finden, ist nichts anderes.

Was einem also selbst nicht leicht über die Lippen geht, für jemanden auszusprechen, bedeutet denjenigen als ein Gegenüber anzuerkennen, dem man weit genug vertraut, um ein wenig des eigenen Stolzes preiszugeben. Dem man vertraut, dass er gut damit umgeht. Als solche Form der Hingabe wäre Sprechen beim Sex eben nicht mehr instruktiv, nicht einmal instrumentell, sondern eine genuin sexuelle Handlung für sich.

Vielleicht ist das viel verlangt, von sich und von anderen. Aber was spricht dagegen, es zu probieren? Wir bemühen uns sonst auch darum. Passen wir nicht Tag für Tag alles, was wir sagen wollen, in Formulierung und Tonfall und Lautstärke bestmöglich der Situation, dem Gegenüber, unserem Empfinden an? Wir tun es, fast ohne nachzudenken, weil es uns ganz natürlich vorkommt. Warum also sollten wir es nicht tun, wenn es uns Lust verspricht?

**Juliana Menne**

# Tinder.

## Eine Antwort auf Radim Kucera



»Als Begriff für ein falsches Verhältnis bedeutet Natur immer auch die Möglichkeit eines richtigen, worin ihr Qualitatives endlich zur Geltung käme, das die Natur in ihrer Zweckmäßigkeit ohne Zweck vorführt, ob nun die Menschen in sie eingreifen oder nicht.«

**Gerhard Scheit: Quälbarer Leib. Kritik der Gesellschaft nach Adorno**

»Die Natur ist mein Feind«

**Torsun, Egotronic: Die Natur ist mein Feind**

In der Ausgabe #83 der HUch! hat Radim Kucera argumentiert, dass Tinder von Kommunistinnen wegen der planwirtschaftlichen Eleganz bewundert werden müsse. Statt die Partnerwahl dem naturwüchsigen freien Markt zu überlassen, organisiere die beliebte App diese als künstlichen Plan. Und da nur Reaktionäre mit einer natürlichen Unmittelbarkeit der Erfahrung argumentieren und der Kommunist seit Hegel das Künstliche liebt und das Natürlich verachtet, sei es nur, man verzeihe mir, natürlich, Tinder zu lieben. Die Kritik Kuceras an den reaktionären Kritikern Tinders, welche ein echtes, gutes, wahres Leben gegen die Moderne verteidigen, ist nachvollziehbar. Die anschließenden Überlegungen zu Kant und Hegel – dass Kant durch seine Zweiweltenlehre die Voraussetzung geschaffen habe, die ursprüngliche Natur gegen die Künstlichkeit zu setzen, und dass Hegel durch die Negation des Dualismus dagegen wiederum eine neue Künstlichkeit gesetzt habe – bedürfen einer Präzisierung, aus welcher dann wiederum ein gänzlich anderer Schluss gezogen werden muss.

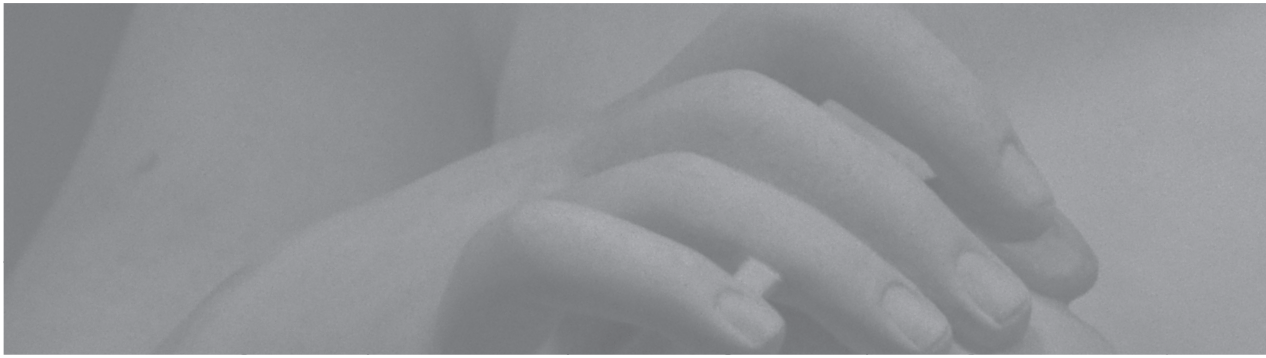
Der Monismus Hegels, der im Grunde den Gegensatz von Materialismus und Idealismus überwindet, schließt die Natur nur in dem Sinne aus, dass der Geist sich notwendig in sie entäußern muss. Der Vorwurf gegenüber dem kantischen Dualismus ist nicht, dass Kant das Ding an sich als etwas Reales behauptet (also dass er Materialist ist), sondern dass Kant, indem er eine unüberwindbare Grenze zwischen Ding und Erscheinung setzte, das Reale nicht mehr erkennen könne (also dass er Idealist ist). Oder wie Kucera selbst schreibt: »Das Subjekt kann logisch keine Grenze markieren, ohne diese mindestens gedanklich zu transzendieren.« Der Hegelsche absolute Idealismus – der kein Idealismus mehr ist, weil er die Grenze des Dualismus, indem er sie anerkennt, überwindet – ist ein Realismus, der keineswegs die Künstlichkeit gegen das verächtliche Natürliche setzt. Hegel ist kein Platon, der in der Welt nur den matten Abglanz des Ideenhimmels erblickt. Hegel antizipiert Adornos Idee von einer Versöhnung mit der Natur, ohne zu verkennen, dass diese dann allerdings, wie Marx es präzisiert hat, in der Wirklichkeit stattfinden müsse.

Kuceras Forderung, die Künstlichkeit gegen das Natürliche zu setzen, verharrt dagegen, und gegen Kuceras eigene Intention, auf dem kantischen Dualismus. Es geht, ganz ähnlich der postmodernen Theoriebildung, alles in der zweiten Natur auf, denn die erste ist ja nicht zu erkennen. Dies wird auch an Kuceras Bezugnahme auf Marx deutlich, wenn er aus der korrekten Feststellung, dass der Schrecken kapitalistischer Zustände darin besteht, dass sich die Menschen ihre Verhältnisse naturgleich einrichten, die falsche Schlussfolgerung zieht, dass kein Begriff unmarxistischer sei als der der Natur. Die Kritik von Marx richtet sich ja gerade darauf, dass sich auch die zweite Natur, die von Menschen gemacht wird, wie die erste Natur als determiniert erscheint; die Kritik behauptet allerdings nicht, dass die Determination der ersten Natur an sich etwas Schlimmes oder Verachtenswertes sei, dass es zu überwinden gelte. Zu sagen, man könne die Determiniertheit der Natur überwinden, heiße, die Naturgesetzlichkeit der Natur (und nicht der Gesellschaft) anzuzweifeln – eine Behauptung, die letztlich im Irrationalismus enden muss. Dies wäre dann allerdings ein Rückfall hinter Kant.

So ist das Setzen der Künstlichkeit gegen die Natürlichkeit nur die andere Seite der Medaille von dem Setzen der Natürlichkeit gegen die Künstlichkeit. Beide Positionen beharren wie Kant auf der Grenze statt danach zu trachten, sie aufzuheben. Wie soeben argumentiert, kann diese Aufhebung allerdings nur in der Wirklichkeit geschehen. Das heißt, dass sich für die Aufhebung des Kapitalismus auch nicht einfach auf die kapitalistischen Produktions- und Distributionsmittel zurückgreifen lässt. Ihnen ist die Gewalt der Gesellschaft eingeschrieben. Eine neue Maschinenstürmerei ist sicher kein kommunistisches Anliegen, da es eben nur die reaktionäre Kritik in die Tat umsetzt, aber ebenso wenig sollte man sich der Illusion hingeben, die Maschinen, die nicht mehr wie das Werkzeug unser Anhängsel sind, sondern (wie Marx im Maschinerie-Kapitel beschreibt) uns zu ihren Anhängseln machen, seien die Grundlage des Kommunismus. Ein Akt der Revolution wäre die Dekonstruktion der Maschinerie und zwar in einem ganz wörtlichem und nicht in einem postmodern idealistischem Sinne. Keine Revolution, die diesen Namen verdient, kann auf die Algorithmen des World Wide Web einfach zurückgreifen, denn sie sind die neoliberalen Produktions- und Distributionsmittel par excellence. Der binäre Code oder die Turing-Maschine basieren letztendlich auf der Prädikatenlogik Freges und sind somit nur die zurück auf die Erde gefallenen verhimmelten Formen der Äquivalenzlogik des sich selbst vermittelnden Wertes im Kapitalismus.

Dies lässt sich gerade in Bezug auf die Vermittlung der Lust und des Triebes in der digitalen Welt verdeut-

lichen. Es ließe sich hier in Analogie zum tendenziellen Fall der Profitrate mit einem tendenziellen Fall der Lust argumentieren. Oversexed and underfucked ist die Dialektik von Prüderie und Pornographie in der digitalisierten Kulturindustrie. Wie jeder einzelne Kapitalist mit Hilfe der Maschinerie seinen Profit zu mehren sucht, der Profit gesamtgesellschaftlich aber durch den immer höheren Einsatz von Maschinerie fallen muss, suchen wir Verzweifelte aus guten Gründen unsere Lust durch Maschinen, Pornos, Dildos, Laptops, Vibratoren oder Tinder zu vermehren, führen aber de facto ein gesamtgesellschaftliches Schrumpfen der Lust herbei. So sinkt in Japan, eines der fortschrittlichen Länder der Digitalisierung des Sexus, nicht allein die Zahl der geschlossenen Beziehungen, Ehen und Zeugungen (welches nur für den reaktionären Kritiker von Belang wäre), sondern ebenso die Zahl der sexuellen Kontakte überhaupt. Man fickt nicht mehr miteinander, sondern lieber gleich mit der kapitalistischen Megamaschine. Nicht zufällig ähneln Pornos mehr und mehr den Sexmaschinen des Marquis de Sade. Wie Horkheimer und Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* verdeutlichen, ist de Sades Werk nur der radikale und ungeschminkte Ausdruck des bürgerlichen Kantischen moralischen Idealismus, da er den Menschen – wie der Kategorische Imperativ – nicht als einen Einzelnen betrachtet. In de Sades Romanen wie in den Pornos des Internets sind die Körperteile der Menschen dekonstruiert und zu Teilen der Fickmaschine neu zusammengesetzt. Und dies ist nicht nur eine virtuelle Darstellung einer schlechten Verschmelzung von Mensch und Maschine. Denn erstens dekonstruieren die Produzentinnen der Sexindustrie ihrer Leiber ganz real. Zweitens klammert auch die Hand der wachsenden Konsumentinnen ganz real an der Maus oder die des Date-App-Konsumenten wischt ganz real zärtlich über die Oberfläche des in China gefertigten iPhones. Die traumatisierende Gewalt, die der »schönen Maschine« (Adam Smith) eingeschrieben ist, setzt sich auf jeden der an sie angeschlossen ist, ob als Produzentin oder als Konsument fort.<sup>1</sup> Wobei der Unterschied dieser Kategorien im WWW zu oszillieren beginnt. Die Gewalt, die die Darstellerin zum Gelingen der profitablen Pornoproduktion und bestenfalls als Nebenprodukt zur Schaffung von Lust über sich ergehen lässt, überträgt sich auf die Betrachterin am Bildschirm. Tatsächlich zeigt die neuere Hirnforschung wie sich beim regelmäßigen Betrachten von gewalttätiger Pornographie ähnliche Veränderungen im Hirn feststellen lassen wie bei Opfern traumatisierender Gewalt.<sup>2</sup> Wie der Dildo, der am Ende der Fickmaschine montiert ist, in die Körperöffnungen der Darsteller und Darstellerinnen eindringt, dringt das Abbild dieser Szene über den Monitor der Maschine und über die Netzhaut der Konsumentinnen in die Hirnstrukturen ein. In den dunklen Zimmern vor den flackernden Bildschirmen, welche die Sehfähigkeit des Betrachters



herabsetzen, verwirklicht sich die Schauermär der Konservativen, wer onaniere werde blind. So schreibt sich die Maschine in den Leib ein.

Die Produktion und Konsumtion von Pornographie ist aber nur der drastischste Ausdruck der digital vermittelten Gewalt, nicht ihr wesentlicher. Dating Portale und Apps sind Applikation der ausgeweiteten Kampfzone. Nirgends werden die liebesunfähigen Subjekte des neoliberalen Zeitalters liebevoller und ehrlicher dargestellt als in den konservativen Romanen Michel Houellebecqs. Der sexstüchtige Bruno in Elementarteilchen, der von Sexshop zu Sexshop und von Fressbude zu Fressbude rennt, alles in sich reinstopft, aber keine Erfüllung empfindet, rührt uns, weil wir in ihm unser Wesen als Subjekte im Zeitalter der neoliberalen digitalisierten Verzweiflung erkennen. In Houellebecqs Utopien, die nur am Rande (zum Beispiel als Nachwort in Elementarteilchen oder in den Zwischensequenzen von Plattform) auftauchen und die (woran in Karte und Gebiet erinnert wird) von Fourier inspiriert sein dürften, zeigt sich aber eine ähnlich undialektische Idealisierung des Künstlichen wie jene, die in diesem Artikel versucht wurde zu kritisieren. Denn die Menschen sind bei Houellebecq stets zum Untergang verdammt, ihre Erlösung finden sie nur in dem Schaffen einer neuen Klonspecies, die an ihre Stelle tritt. Diese künstlichen Klone, wie Daniel 21 aus Plattform, entsprechen aber nicht einer Befreiung von den Leiden Brunos, sondern sind noch stärker in der totalen Vereinzelung befangen.

Tinder ist also nur scheinbar – und nicht wie Kucera meint, tatsächlich – ein angstfreier Raum. Denn was ich eigentlich weiß, wenn sich das Chatfenster öffnet, ist nicht, wie er behauptet, dass mein Gegenüber, welches ich mag, auch mich mag, sondern nur das Irgendwem, dessen digital vermitteltes Abbild mir gefiel, mein digital vermitteltes Abbild gefallen hat. Da sich aber das neoliberale Subjekt zunehmend in eine virtuelle Maschine auflöst, erkennt es nicht mehr den Unterschied zwischen seinem Abbild und sich selbst. Dass Selbstbezug von konstitutiver Unsicherheit geprägt ist, wie Kucera schreibt, ist richtig, wird aber von der Programmierung Tinders gerade scheinbar aufgehoben, weil die digital natives denken, dass sie durch ihr magisches Interface mit der digitalen Welt immer schon wüssten, dass ihr Gegenüber sie auch heiß findet. Dann, wenn es darauf ankäme, also wenn die Leiber der sich Begehrenden kurz davor sind, sich zu berühren, versagt das Interface und die sich Begehrenden sind zurückgeworfen in die

für die Erotik zentrale konstitutive Unsicherheit. Aber die virtuellen Subjekte wissen nichts damit anzufangen. Entweder lassen sie den Moment verfließen und gehen einen Latte Macchiato trinken, World of Warcraft spielen oder in den Lesekreis oder sie projizieren ihr Begehren in die merkwürdige Performance ihrer kulturindustriell vermittelten Vorstellung eines One Night Stands oder einer Freundschaft Plus. In beiden Fällen folgt die Frustration, welche die Tinderer weiter in die sexuelle Vereinzelung treibt. Dies muss nicht der Fall sein, weil sie beim Online-Dating immer wieder auf die konstitutive Unsicherheit gegen dessen Illusion zurückgeworfen werden. Dem tendenziellen Fall der Lust gemäß verhält es sich für die Meisten in den meisten Fällen aber so wie in den Hollywood-Schnulzen im Kulturindustrie-Kapitel der *Dialektik der Aufklärung*, in welchen der Akt ständig angedeutet wird, aber nie zu seiner Verwirklichung kommt.

**Johannes Neitzke**

#### Fußnoten

1 Auch wenn die traumatisierende Gewalt in der Sexarbeit hier so stark hervorgehoben wird, muss daraus keinesfalls der Schluss gezogen werden, man müsse sich, um ihr zu entgegenen, mit bürgerlichen lustfeindlichen Kampagnen wie denen des Emma-Feminismus zur Kriminalisierung von Sexarbeiterinnen gemein machen. Im Gegenteil scheint unter den gegenwärtigen schlechten Verhältnissen die Überführung der Sexarbeit von einem rechtsfreien in einen durch Recht gesetzten Raum als notwendige Grundlage, um Kämpfe gegen diese Gewalt zu organisieren. In einer gänzlich anderen Gesellschaft gäbe es freilich keine Sexarbeit, da es im Verein freier Menschen keine Arbeit als gesellschaftliches Herrschaftsprinzip, sondern nur als Stoffwechsel mit der Natur geben kann.

2 Um der zu erwartenden Kritik an der Bezugnahme auf die Neurowissenschaften ein wenig den Wind aus den Segeln zu nehmen, sei Folgendes gesagt: Die Neurowissenschaft muss aus dialektischer Perspektive immer dann kritisiert werden, wenn sie, wie leider allzu häufig, behauptet, das Bewusstsein aus sich selbst abzuleiten zu können, statt es aus den gesellschaftlichen Verhältnissen zu entwickeln. Gegen ihre eigene Intention zeigen die neurowissenschaftlichen Untersuchungen aber im Gegenteil, wie stark auch die neuronale Struktur von ihrer Umwelt abhängig ist. Hegelsche Dialektik heißt nicht, wie Popper es ihr unterstellte, die Logik der Naturwissenschaft, also letztendlich den Satz des ausgeschlossenen Widerspruchs zu bestreiten, sondern lediglich ihren Geltungsbereich einzugrenzen. Alles andere wäre eben ein Rückfall hinter Kant oder eine irrationalen Revolte gegen die Determiniertheit der Natur.

Dens Cultura



“...woman's autoeroticism is very different from man's. In order to touch himself, man needs an instrument:... And this self-caressing requires at least a minimum of activity. As for woman, she touches herself in and of herself without any need for mediation, and before there is any way to distinguish activity from passivity. Woman "touches herself" all the time, and moreover no one can forbid her to do so, for her genitals are formed of two lips in continuous contact. Thus, within herself, she is already two but not divisible into one(s)-that caress each other.”

Irigaray

»wenn ich mich auf eine bank lege und mich von fünf männern ficken lasse, will ich fünf männer. ich weiß, der mensch ist sterblich: aber vielleicht ich nicht? der einzige grund, geschlechtsverkehr mit vielen zu haben, ist: einen abend, einen monat, ein leben lang nichts anderes mit der welt zu tun haben wolln, als dass sie mich fickt. [...] die kommunisten, die krankheiten, die welt, die hab ich mir nicht ausgesucht. woran ich sterbe, bestimmt jemand anders. es hilft kein meckern auf stalin oder aids. wenn wir mit der welt etwas zu tun kriegen, ist klagen nicht ange-sagt. aussuchen können wir uns, wovon wir leben.  
mal ganz im klartext: wer jetzt aufhört zu ficken, wollte aufhörn zu rauchen trinken essen arbeiten autofahrn spray-dosen benutzen lackfarbe plastik radios kinos menschen. der sollte anfangen, endlich an sich zu denken; also an hunger und krieg, oder nur an den schlaf in der nacht, ein gesicht, etwas offenes.  
und während er damit anfängt, sollte er ruhig weiter ficken.«

**Ronald M. Schernikau, Fickt weiter!**

»Aber der Nachteil der Onanie besteht darin, dass man dabei keine Leute kennenlernt.  
Bei wirklicher Arbeit für den Sozialismus jedoch muss man Leute kennenlernen.«

**Ronald M. Schernikau**

### Die Schlafsolistin

»Ich mach' es gern auf einem Lindenbaum,  
im Klassenzimmer und im Kofferraum,  
ich tu's, wenn's sein muß, auf der Straße und  
in Chefetagen und im Untergrund –  
an jedem Orte will ich's treiben;  
doch nachts im Bett möchte' alleine bleiben.  
Ich mach' es oft auf einem Kirchenturm,  
ich tu' es leidenschaftlich gern im Sturm,  
im engen Taubenschlag, im Krönungssaal,  
im Pförtnerhäuschen möcht' ich auch einmal –  
an jedem Orte will ich's treiben;  
doch nachts im Bett möcht' ich alleine bleiben.  
Im Nebenzimmer, in der Eisenbahn,  
im Kino hab' ich's öfter schon getan,  
und auf dem Friedhof auch im offenen Grab,  
wobei vor Lust ich mich gegruselt hab; –  
auf Deinem Sofa werden wir's noch treiben;  
doch nachts im Bett möcht' ich alleine bleiben.  
Ich mach' es auch vor jeder Kamera  
und im Konzert bei der Eroica,  
im Beichtstuhl gar und selbst im Besenschrank,  
vorm Kassenschalter in der Deutschen Bank,  
der Lustgewinn laß ich aufs Konto schreiben;  
doch nachts im Bett möchte' ich alleine bleiben.  
Auf Bahnsteig sieben mach' ich's liebend gern,  
im Buch lieb' ich den Blauen Kammerherrn,  
in echt tu' ich's auf dem Dreimeterbrett,  
ich geige auch mit einem Streichquartett.  
Am liebsten würd' ich's allerorten treiben.  
Nur nachts! Im Bett! Möchte' ich alleine bleiben.  
Also raus!«

**F.W. Bernstein**

»Papa-a?

Ja, mein Kind?

Wenn im Glauben, daß ich penne,  
ihr euch nachts wie Hahn und Henne  
lauthals durch die Federn vogelt;  
wenn ihr dann ... wie soll ich sagen ...  
euch am Morgen wie erschlagen  
schluffelnd durch die Wohnung mogelt.  
saft- und kraftlos, zwei Gerippe –  
Ist sie das? Die Vogelgrippe?  
Klatschklatsch!«

**Thomas Gsella**



# Telekommunikation

Ein Handy piepste. Wieder griff er beinahe mechanisch in seine Tasche, um sein Telefon hervorzuholen, schon wissend, dass es auch dieses Mal nicht seines, sondern das von einem der Leute an den Nachbartischen war. Immerhin bot diese ansonsten unsinnige Handlung eine Ablenkung, die ihm half, seine Gedanken nicht ganz ins Trübe laufen zu lassen, wo seine Laune schon längst war. So gut er konnte, versuchte er, in seinem Bewusstsein nicht mehr zuzulassen als die ungeordnet auftauchenden Bilder aus einer Vergangenheit, die gar nicht lange zurück lag, die ihm aber von seinem Leben wie abgeschnitten schien. Die ersten gemeinsamen Nächte mit dem wie endlos scheinenden Morgen danach. Die noch davor liegenden ersten gemeinsamen Begegnungen, bei denen sie nach und nach die anwesenden Freunde vergaßen und ein Wort das andere gab, bis eine Art geschlossener, harmonischer Gesprächskosmos entstand, aus dem sie erst nach Stunden, am Ende des Abends verwirrt und verwundert erwachten. Auch die Auseinandersetzungen, die kurzen, aber heftigen Streitereien, die hie und da auch kamen, fühlten sich ihm nun wie eine gute Erinnerung an. Sie waren immerhin von einer Intensität, die sich nun nicht mehr einstellen wollte. Und beide hatten sie in diesen Momenten einen starken Willen und eine Hoffnung, beinahe Überzeugung, nach und jenseits dieser Dissonanzen sich enger und vertrauter wiederzufinden. Das Jetzt kannte nur Kraftlosigkeit, Erstarrung.

›Ist da noch frei?‹

Das Gesicht, das er erblickte, gehörte einer Frau vielleicht Anfang dreißig, die ihm in Erwartung seiner Antwort gerade in die Augen schaute.

›Ja, bitte.‹

Sie setzte sich wortlos, packte ein Notizbuch aus der Tasche auf den Tisch, orderte schwarzen Kaffee – er nutzte die Gelegenheit, um sich Rotwein zu bestellen –, zündete sich dazu eine Zigarette an und begann, in, wie ihm schien, hoher Geschwindigkeit zu schreiben, nur selten unterbrochen von kurzen, konzentrierten Aufblicken. Möglichst unauffällig sah er ihr zu, versuchte – ohne Erfolg – aus der Distanz zu entziffern, welcher Art ihre Notizen seien, und empfand dabei ein angenehmes Gefühl der Zerstreuung, in der die Gedanken und Bilder, die ihn bis eben umtrieben, gänzlich verfliegen waren. Es kam sogar Freude in ihm auf, einen Menschen zu sehen, der offenbar eine feste Verankerung in der Welt hatte und mit Ziel und Bestimmtheit vorging.

Nachdem er sich eine Weile dieser Kontemplation hingeeben hatte, kam ihm doch die Erinnerung an das – vielleicht letzte? – Treffen wieder, das ihm hier in einer Weile bevorstand. Noch weniger als vorhin gelang es ihm, eine Vorstellung zu finden, wie es denn sein würde, wie es sein solle. Nicht einmal Angst verspürte er mehr. Er war wie ohne Inhalt.

Ein Handy klingelte. Diesmal griff er nicht in seine Tasche. Er sah mit ihm überraschender Neugier, wie die Frau neben ihm mit einer auffälligen Abruptheit ihren Stift weglegte und zum Telefon griff.

›Hallo.‹

Dann eine Weile von ihr kein Wort. Dann:

›Nein, das ist keine gute Idee.‹

Dann:

›Nein, das seh‘ ich gar nicht so, wie Du weißt.‹

Dann:

›Es tut mir leid. Wirklich. Aber das war‘ s mit uns. Das muss es gewesen sein. Sorry.‹

Einige Sekunden später:

›Mach‘ s gut. Viel Glück. Das ist mir ernst. Mach‘ s gut.‹

Sie legte auf, stieß ein ‚Shit‘ hervor, griff zu ihrem Stift und blickte vor sich hin.

›Was starren Sie mich denn so an? Könnte ich eine Zigarette haben?‹ Mit einem leichten peinlichen Erschrecken merkte er, dass er wohl tatsächlich die ganze Zeit die Augen auf sie gerichtet hatte.

›Bitte‹, schob er ihr seinen Tabak zu. Sie drehte schnell, gab ihm – ›Danke‹ – den Tabak zurück und schrieb, noch schneller als zuvor, ein paar Zeilen, klappte dann ihr Buch zu und signalisierte dem Kellner, sie wolle zahlen

›Ich erklär‘ es Ihnen gerne später. Aber ich muss von hier weg. Wollen Sie mich zum Essen begleiten?‹

Er wußte später nicht mehr, ob er es so gesagt hatte. Gewissheit hatte er jedoch über die Nachricht, die er noch abgeschickt hatte:

›Es tut mir leid, wirklich. Aber das war‘ s mit uns. Das muss es gewesen sein. Sorry.‹

# Fafner, die Bisam-Maus

Fafner, die Bisam-Maus – was dem einen nach der Hauptfigur eines Kinderbuches klingt, lässt die gesetzte Kulturbürgerin vielleicht die Braue runzeln: der Wagnerische Lindwurm als Nagetier? Wollte man beide hypothetisch Ratenden aufklären, wären sie vielleicht überrascht, wie wenig falsch sie mit ihrem ersten Eindruck liegen. »Fafner, die Bisam-Maus« ist der Titel eines der späten Stücke des Dramatikers Peter Hacks, das in seiner spielfreudigen Heiterkeit kindliches Vergnügen bereitet und gleichzeitig überreich ist an Bezügen zu Wagners Ring, ebenso wie an politischen und sexuellen Innendos – es versteht sich, dass davon auf jedes offene drei versteckte kommen.

Der Prolog – eine Ausnahmeerscheinung in Hacks' Werk – skizziert die Geschichte eines Generals, der durch den Bau eines Kanals zu Reichtum kommt, unter anderem einem prächtigen Haus an eben jenem Kanal. Schon hier kann, wer will, den Wagner heranziehen: auch bei ihm kommt der Schatz, um den später erbittert gekämpft werden soll, aus einem Fluss – das Rheingold.

Der kanalbauende General befindet sich in einer schwierigen Situation. Da ihm die Mütter abhanden gekommen sind, kann er seinen unehelichen und seinen ehelichen Sohn kaum auseinanderhalten, weshalb er sich bezüglich der Erteilung seines Erbes an einen von beiden stetig anders entscheidet. Die Brüder, des väterlichen Wankelmuts überdrüssig, vereinbaren unter sich die Aufteilung der Erbmasse: das Haus in der Stadt für den einen, das Haus am Kanal für den anderen.

Drei Generationen später, also etwa in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts, setzt die Handlung mit einem Brief ein, der den das Kanalhaus bewohnenden Nachfahren Lorch von seinem das Stadthaus bewohnenden Vetter Wesselbrunner erreicht und worin jener seinen legalen Anspruch auf das Haus am Kanal geltend macht. Lorch, der als Maskenbildner am Theater arbeitet, ist gerade mit der Ausstattung für den »Siegfried« beschäftigt, während sein Geliebter Kasprik seine Zeit bevorzugt mit dem Beobachten gut gebauter Schiffsleute auf dem Kanal verbringt. Beide wissen, dass sie kein legales Mittel haben, das Haus zu halten, und versuchen also mit allerlei Possen, Wesselbrunner den Besitz unleidlich zu machen. Überaus gelegen kommen ihnen dabei die Kostüme des Wagner-Stückes in Verbindung mit einem von dessen Motiven, nämlich der Verkleidung Fafners, der mittels der Tarnkappe als Drache erscheint, um seinen Schatz wirksamer verteidigen zu können.

Kasprik, dem es zwar ein wenig an Geist, nicht jedoch

an Schauspielfreude mangelt, erscheint zunächst in Verkleidung als Lorchs Anwalt, der scheinbar gegen seinen Mandanten handelt, da er Wesselbrunner das Haus nach dem Gesetz zuspricht; gleich darauf allerdings »verrät« er ihm, dass das Haus äußerst baufällig und somit ein Verlustgeschäft sei.

Mithilfe weiterer Kostümierungen Lorchs und Kaspriks wird der Vetter von den zahlreichen Nachteilen des Besitzes überzeugt: So gerät etwa die auffallende Größe Kaspriks (und also aller von ihm gespielten Figuren) zur Legende vom alle dort Aufwachsenden befallenden Riesenwuchs, den Wesselbrunner sich für seinen Sohn keinesfalls wünscht. Auch hier linst wieder Wagner hervor, nämlich hinter der von ihm Fafner zugeschriebenen Riesengestalt. Nach dem Anwalt erscheinen eine Nachbarin, ein Rattengifthändler und andere, die versichern, dass Land und Haus langsam vom Wasser unterspült würden und schließlich, dass auf dem Grundstück eine riesenhafte Bisam-Maus ihr Unwesen treibe, der weder mit List noch Rattengift beizukommen sei. Eine Tonne glänzend verpackter Schokolade, die im »Siegfried« den Hort darstellen soll, fungiert dabei als Tonne voll nutzlosem Rattengift. Die Gräben hingegen, die in der Fafnir-Saga Sigurd ausheben soll, um den Lindwurm Fafnir von unten zu erstechen und die in der Realität des Stücks von Kasprik für die Telefonverkabelung gegraben wurden, werden gegenüber Wesselbrunner als die ungeheuren Wühlspuren der Bisam-Maus ausgegeben.

Je weniger allerdings Wesselbrunner im Verlauf des Stücks das Haus besitzen will, desto deutlicher wird, dass er seinen ursprünglichen Plan nicht aus reiner Bosheit gefasst hatte: er ist hoch verschuldet, so dass sein eigenes Haus vor der Pfändung und seine Familie bereits mit einem Fuß auf der Straße steht. Angesichts der fürchterlichen Bisam-Maus verzichtet er schließlich dennoch, woraufhin Lorch ihn über die Posse aufklärt. Wesselbrunner nimmt seinen Anspruch direkt wieder auf, da bringt Kasprik plötzlich ein Lorch begünstigendes Testament des Urgroßvaters zum Vorschein, und der Sieg der beiden scheint sicher. Kurz darauf allerdings stehen, aus ihrem Haus vertriebenen, Frau und Sohn Wesselbrunner vor der Tür, so dass Kasprik und Lorch sich bereiterklären, die Familie aufzunehmen. Ein problematisches Zusammenleben zeichnet sich ab.

Hacks schrieb das Stück 1991, als kurz nach der von ihm so genannten »großen Schreckenswende«. Eine politische Bezugnahme liegt also nicht fern, wie einige Moti-

ve andeuten mögen: So machen Angehörige der selben Familie sich gegenseitig den Besitz streitig und lassen an das Problem der »Rückgabe vor Entschädigung« denken. Kasprik, als Anwalt verkleidet, wiederholt beständig »wenn es nicht recht ist, so ist es doch rechtens«, und am Schluss gibt es eine Vereinigung zweier sehr unterschiedlicher Lebensentwürfe in einem Haus. Als Schlüsselstück wollte Hacks »Fafner« jedoch nicht gelesen sehen, wie übrigens keines seiner Stücke. Selbst sagte er dazu der Zeitschrift »Theater der Zeit« 1992: »Fafner ist ein Gegenwartsstück und spielt im Kapitalismus. Er betrifft die alten Länder so gut wie die neuen; wenn Fafner eine Posse ist, ist er doch keine Zivilposse ... [...] Der Held endet mit einer realen Niederlage und einem ästhetischen Sieg.«

Zuletzt aufgeführt wurde »Fafner, die Bisam-Maus« am 16. Dezember vergangenen Jahres als szenische Lesung im Karl-Liebknecht-Haus in Berlin, inszeniert vom Berliner Kulturschaffenden Olaf Brühl. An dem sehr gelungenen Abend übertrafen sich die Schauspieler Dominik Bender (Lorch), Michael Stoerzer (Wesselbrunner) und Fridolin Meinl (Kasprik) nur so an Darstellungsfreude und ließen mitunter vergessen, dass es sich »nur« um eine Lesung handelte, das Stück also ganz ohne Kostüme, Bühnenbild und Beleuchtung auskommen musste. Auf der Grundlage all seiner klug verkleideten politischen Bemerkungen, blitzenden Dialoge und seiner außerordentlichen komischen Energie möchte man dem Stück mehr solcher Publikumserfolge wünschen. Und mehr Publikum.

**Janina Reichmann**

# Der siebente Star Wars und der achtzehnte Brumaire von Marx

Marx bemerkt irgendwo, Hegel hätte bereits vor ihm irgendwo bemerkt, dass sich Geschichte stets zweimal ereignen würde. Er hätte dabei jedoch vergessen, zu sagen: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce. Die Geltungsbedingungen dieses *Rule of Two*<sup>1</sup> scheinen nun wenigstens für das Universum von *Star Wars* außer Kraft gesetzt, insofern die Saga mit Episode VII schon in die dritte Runde gegangen ist, das heißt zum dritten Mal das Schicksal eines Kindes von einem Wüstenplaneten verfolgt, das (gemäß irgendeiner Prophezeiung) die Macht ins Gleichgewicht bringen soll – könnte heißen: alle Feinde der Jedi oder aber alle Jedi auslöschen (die Prophezeiung ist nicht eindeutig, ergibt aber tolle Blockbuster). Konfuse Überlegungen ließen sich auch darüber anstellen, was *Star Wars* mit der Reihenfolge von Tragödie und Farce anrichtet, wo doch die Episoden I-III zwar in galaktischer Zeit vor den Episoden IV-VI angesiedelt sind, in irdischer Zeit jedoch bekannter Maßen umgekehrt die ersteren (1999ff.) auf die letzteren (1977ff.) folgen. Verhält es sich hierbei etwa so, wie in dem Fall, dass jemand durch eine Zeitreise in die Vergangenheit und Kopulation mit der eigenen Mutter zum Vater seiner selbst werden könnte? Bildet *Star Wars* demnach das Kontinuum einer Farce auf eine nie dagewesene Tragödie?

Bei diesen sonderbar anregenden Überlegungen würde jedoch außer Acht gelassen, dass Marx nicht einfach nur eine geistreiche Bemerkung machen wollte. Als Zeitgenosse seiner Zeit nämlich sah er sich mit dem Rätsel konfrontiert, wie um alles in der Welt ein Armleuchter wie Louis Bonaparte (der Neffe Napoleons) es zum Staatspräsidenten und später auch noch zum Kaiser von Frankreich bringen können. Mehr noch: vor Augen hatte er dabei mit dem Nachgang der Februarrevolution von 1848 eine Periode der französischen Geschichte, in der alle diejenigen, die ernsthaft Politik hatten machen wollen; alle, die für sich beanspruchten, wirklich Geschichte zu schreiben, zum Scheitern verurteilt waren. Wie konnte das sein?, fragte sich Marx und gelangte durch umfangreiche historische Nachforschungen hindurch zu dem Ergebnis: weil es sich bei dieser Zeit ganz objektiv um eine Farce handelte: um eine Zeit, in der das Bürgertum – einst revolutionäre Klasse – dazu übergegangen war, seine erworbenen Privilegien missgünstig gegen die aufbegehrende Arbeiterinnenklasse zu verteidigen, sich jedoch weiterhin im Lichte ihres alten Heroismus zu sonnen pflegte. Und wie nun konnte dieser Clown von Bonaparte triumphieren? Er konnte eben darum triumphieren, weil er sich als einziger darüber be-

wusst zu sein schien, dass es sich um eine Farce handelte. Als die größte Witzfigur konnte er sich auf die konstitutive Unverwundlichkeit verlassen, mit der die Komödie ihre Helden ausstattet, damit sich diese bei ihren Missgeschicken nicht wehtun oder gar umkommen. Diejenigen hingegen, die sich für tragische Helden hielten, mussten auch das ihnen gemäß tragische Schicksal erleiden.

Jedenfalls wirft sich dem Betrachter von *Das Erwachen der Macht* eine ganz ähnliche Frage auf in dem Moment, da Bösewicht Kylo Ren seine Maske abnimmt und – ein Stilmittel, dass dieser Film zur Höchstform entwickelt und für die Einführung nahezu aller seiner Protagonisten verwendet – ganz schön blöd aus der Wäsche schaut (im Publikum Gelächter). Es stellt sich nämlich heraus, dass dieser brutale Bösewicht in Wirklichkeit nicht viel mehr ist als ein Fanboy mit Darth-Vader-Kostüm und selbstgebasteltem Lichtschwert. Wie aber hat ein solcher Fanboy Bösewicht bei *Star Wars* werden können? Es lässt sich schwerlich anders erklären: weil es sich dabei um ein Franchise handelt, das in solchem Maße »für die Fans« gemacht ist, dass überhaupt nur ein Fanboy (von engl. *fanatic* = Fanatiker) sinnvoll die Rolle des fanatischen Verehrers und Mächtegern-Nachfolgers von Darth Vader hat einnehmen können. Obendrein verfügt er als Fanboy über ein derart umfangreiches Wissen über die geheimen Hintergründe der Macht, dass ernste und ernst gemeinte Charaktere gegen ihn unmöglich bestehen können.

FINN: *We'll figure it out. We'll just use the force.*  
HAN SOLO: *That's not how the force works!*

Oh doch, eben so funktioniert das nämlich mit der Macht! Und hätte Han Solo das Jedi-Geschwätz nicht gar so ernst genommen und sein Familiendrama nicht gar so dramatisch, hätte er den Film ganz bestimmt auch überleben dürfen. Finn, von Solo auf die falsche Fährte gelockt, kommt immerhin glimpflich davon mit einem längs aufgeschlitzten Rücken. Ganz anders das Wüstenkind Rey, die sich im benjaminischen Augenblick der Gefahr einer aufblitzenden Erinnerung bemächtigt: nämlich dass damals, als sie in ihrer Kindheit die alten *Star Wars* Filme sah, die Jedi so einen *mind trick* drauf hatten, mit dem sie sich aus brenzligen Situationen wie der ihren mit Leichtigkeit befreien konnten. Und siehe da – es funktioniert!

So kann es dann auch dazu kommen, dass Rey – ihres Zeichens völlig untrainiert mit dem Lichtschwert – Kylo Ren, der immerhin von Luke Skywalker persönlich

sowie von dem bis auf weiteres völlig unerklärlichen Supreme Leader Snoke ausgebildet wurde, im Kampf die Stirn bieten kann: Wie Kylo Ren durchwirkt auch Rey weniger eine mythische Macht als vielmehr ein praktisches Wissen darüber, dass sie sich in einem *Star Wars* Film befindet und daher tatsächlich nur so zu tun braucht, als hätte sie die Macht, um der Macht auch tatsächlich habhaft zu werden – den Rest besorgt nämlich die Abteilung für Special Effects.

Wir schließen: Wer an die Macht glaubt, wird ihr bloß zum Opfer fallen. Und sollte auch diesem Wüstenkind kein besseres Schicksal beschieden sein als jenes, die Tretmühle der Prophezeiung weiter in Gang zu halten, die Staffel für Staffel weiter die gleichen Filme drehen wird, so vielleicht dem nächsten oder dem nächsten oder dem nächsten.

**Bartie Carp**

## Seien wir unrealistisch, versuchen wir das Mögliche

Es gibt diesen Spruch: »Wer mit 20 Jahren kein Kommunist ist, hat kein Herz, wer es mit 40 Jahren noch ist, hat kein Hirn.« Folgt man Žižeks Ausführungen in der Volksbühne, müsste es heißen: »Wer mit 20 Jahren ein Kommunist ist, hat vielleicht kein Gehirn, wer es mit 40 Jahren immer noch ist, hat mit Sicherheit keins.«

Slavoj Žižek ist in Berlin und hält einen Vortrag – allein das würde unter gewöhnlichen Umständen ausreichen, die Feuilletons linker Zeitungen zum Jauchzen zu bringen. Noch dazu spricht er über die Flüchtlingspolitik und nicht über Lacan, könnte einer Linken, die gerade verzweifelt zusieht, wie aus dem Willkommenswunder ein deutscher Winter wird, intellektuelle Leitung anbieten. Aber in den Zeitungen kümmert man sich lieber darum, dass die Stadt Ludwigshafen Axel Honneth den Ernst-Bloch-Preis verliehen hat. Der mediale Sieg Honneths über Žižek ist bemerkenswert, die Buchmacher hätten wohl auf den Youtube-Star Žižek gesetzt und nicht auf den langweiligen Streber mit der Brille. Bemerkenswert obendrein, da um Žižeks restlos ausverkauften Vortrag in der Volksbühne ein mittelgroßer Hype entstanden war: nicht einmal für das zusätzliche Public-Viewing waren im Vorfeld noch Tickets zu kriegen, an den Kassenschaltern, vor dem Gebäude, überall suchten junge Menschen am Abend selbst verzweifelt nach Tickets und anderen informellen Wegen, das Gebäude zu betreten – man bekam ein Gefühl dafür, wie es sich anfühlt vor einem AppleStore auf das iPhone 7 zu warten.

Es gibt zwei Reaktionsweisen auf Žižeks Auftritt. Die erste, exemplarisch wohl eher für die radikale Linke, findet sich bei Sebastian Schuller auf dem Blog Proletkult. Dort setzt sich Schuller mit jenem Interview Žižeks auseinander, auf dessen Basis dieser seinen Vortrag in der Volksbühne hielt. Für alle, die weder Interview kennen, noch in der Volksbühne waren und Žižek als linken Intellektuellen abgespeichert haben, dürfte Schullers Diagnose überraschend sein. Denn Schuller wirft Žižek vor, unter dem Denkmantel linker Rhetorik gefährliches Gedankengut unters Volk bringen, bemüht also implizit das Bild des geistigen Brandstifters und fragt sich explizit: »Geht Žižek seit Neuestem zu Pegida?«

Auf phänomenaler Ebene hat Schuller damit sogar Recht, einige von Žižeks Thesen lassen sich auf den ersten Blick im Manifest der Pegida aus dem Dezember 2014 wiederfinden. So spricht auch Žižek von europäischen Idealen, deren Einlösung er sich in der Flüchtlingsfrage wünscht, worunter er allerdings nicht grenzenlose Solidarität versteht, sondern die staatliche Reglementierung und Organisation des Flüchtlingsandrangs, notfalls mit

militärischen Mitteln. Das alles klingt nach der »europäischen Lösung«, die Merkel seit Wochen anstrebt, nach der »Steuerungshoheit«, die sich das Bundesinnenministerium wünscht, vor allen Dingen klingt es aber nach Jasper von Altenbockum, der am 26.11 in der FAZ leitet, es müsse wieder »Ordnung und Souveränität in staatliches Handeln zurückkehren. Es wird höchste Zeit. (...) Das Kontingent ist voll (sic!)«. Und doch hat es mit all dem nichts zu tun, bedeutet vielmehr das genaue Gegenteil.

Schullers Position hingegen, die Žižek an den linken Kragen möchte, operiert (viel weiter rechts als dieser, falls man so argumentieren wollte) mit derselben Logik, die ein besorgter Sozialdemokrat in Marzahn-Hellersdorf benutzt, um den abtrünnigen Gegenübern von der besorgten Bürgerschaft entgegenzubrüllen: »Wer mit der NPD marschiert, ist ein Nazi!«. Žižeks Worten soll über die Ähnlichkeit zur Pegida ihr Rechts-sein nachgewiesen werden, die Gedanken des politischen Gegners werden zum Laktatstest für das eigene linke Denken. Das allerdings sollte argumentationslogisch zu denken geben. Denn falls der alleinige Detektor zur Bestimmung rechten Gedankenguts das ist, was zum Beispiel die NPD macht, muss sich doch höherstufig die Frage stellen, auf welcher Basis die NPD ursprünglich für »rechts« erklärt wurde, für sie gibt es schließlich keine Meta-NPD, die als Archetyp des »Rechts-seins« dienen könnte. Was aber gewährleistet dann, dass die NPD rechts ist? Und vor allem: was könnte es positiv bedeuten, links zu sein? Der Hinweis auf den infiniten Regress, der hier lauert, ist keine erkenntnistheoretische Spitzfindigkeit, sondern bedroht den Begriff von Emanzipation und Reaktion: es wird nicht aus dem Gegenstand gefolgert, sondern indirekt argumentiert. Das ist nicht nur in Bezug auf den Gegenstand (objektiv) falsch; die Bewusstseinsgestalt, die (subjektiv) so funktioniert und die Schuller repräsentiert, ist in sich äußerst kritikabel. Nicht weil sie Zitate aus dem Zusammenhang reist, nicht weil sie dem Autor Žižek gegenüber das wissenschaftliche »Principle of Charity« missachtet. Schuller ist im Unrecht, weil er einer Identitätslogik folgt, die glaubt, einzelne Aussagen definitiv bestimmten (politischen) Denkweisen zuordnen zu können, wie man ein Etikett auf eine Ware klebt. Solche Verfahrensweise ist das Gegenteil von (negativer) Dialektik. Den Angreifer Žižeks trifft Hegels Urteil aus dem Skeptizismus-Aufsatz: Die buchstabengetreue Auslegung eines Textes schließt dessen Wesen nicht auf, sondern verhindert das Verstehen, welches sich gerade nicht durch Analyse ergibt, sondern in der Distanz, in der konstruktiven Synthese des Interpretieren.

Bei Hegel geht es in besagtem Aufsatz um den Skeptizismus der kantischen Erkenntnistheorie, den ein gewisser »Herr Schulze« (gemeint ist: Gottlob Ernst Schulze) zu wörtlich genommen habe. Hegel wirft dem selbsternannten Skeptiker Schulze vor, die Philosophie Kants auf dessen skeptische Tendenz zu reduzieren, damit aber notwendige andere Tendenzen wie den System-Gedanken oder die Idee der transzendentalen Einheit der Apperzeption zu ignorieren. Schulze bedient sich bei Kant gewissermaßen wie Honneth oder Jäggi sich heute bei Adorno, Marx und Hegel bedienen: was passt wird herausgepickt, der für die eigene Position unangenehme Rest geflissentlich ignoriert. Die Hauptsache ist, in einer Art philosophischer Regression die Totalität vergessen zu dürfen, sich nicht mit dem Gesamten des Werkes auseinandersetzen zu müssen. Und genau auf diese Weise verfährt Schuller mit Žižek: in intellektueller Arbeitsverweigerung.

Die andere Verfahrensweise mit Žižeks Auftritt ist, ihn gerade nicht beim Wort zu nehmen. Man hat es hier mit dem Gegenteil von Schuller zu tun und doch wird bloß mit anderen Mitteln das Gleiche getan, Žižek diskreditiert: Wer so spricht, könne es nicht ernst meinen, der mache medienwirksam eine Show, einen Promo-Gig vielleicht, verwiesen sei auf das Stilmittel der Übertreibung, man müsse auch berücksichtigen, an welchem Ort der Vortrag stattfand (ein Theater), das Personal auf der Bühne hatte offensichtlich schon getrunken (vielleicht auch gekokst) und überhaupt: Žižek eben.

Ein solcher Umgang ist typisch für den linksliberalen Kulturbürger. Er war zum Amusement in der Volksbühne und um später als Eingeweihter exklusiv mitnicken (-trinken, -koksen) zu können. Das hätte er freilich auch, ohne live dabei gewesen zu sein und einen der knappen Sitzplätze zu verschwenden, denn verstanden hat er ohnehin wenig und das war auch nicht sein Ziel. Žižek hätte, wie Kuttner es wirklich tat, willkürlich Worte aneinanderreihen können, es hätte für den Kulturlinken dieselbe Bedeutung gehabt: irgendwie provokativ, gebildet und zynisch – so in die Richtung Zentrum für politische Schönheit, eine intellektuellere Version der Vice. Žižek aber hat einen ganz ernsten Vortrag gehalten, jedes Wort war so gemeint. Der Kulturlinke liegt doppelt falsch, denn nicht nur war der Vortrag authentisch, sondern seine Annahme, es müsse sich um ein Kulturevent handeln, ist ebenfalls verkehrt: Žižek trat in der Volksbühne als Politiker auf.

In der Flüchtlingsfrage (wir kommen langsam zum eigentlichen Argument) wiederholt sich, was in der Griechenlandkrise offenbar wurde. Die Linke operiert ausschließlich mit dem Herzen und überlässt das Feld der ökonomischen Vernunft dem rechten Lager. So wie der Durchschnittslinke in der ersten Halbzeit des Jahres intuitiv und planlos Geld nach Griechenland überwiesen hätte, will er jetzt in einem Akt unvermittelter Spontanität alle Grenzen öffnen. Das ist der Intention nach vielleicht richtig. Aber es ist eben nur so richtig, wie es richtig ist, einer alten Frau über die Straße zu helfen. Die Frage ist zu stellen, wieso sich die Linke jegliche Rationalität auf

höherer Stufenleiter verbietet, weshalb sie ihre moralischen Intuitionen nicht zu einem vernünftigen System der Moralität ausbauen will. Žižeks vermeintliche Hardlinerpositionen (mehr Staatsgewalt, mehr Reglementierung) entpuppen sich vor diesem Hintergrund als Aufruf zu Professionalität. Es war einmal die Stärke der marxistischen Theorie, dass sie moralische Richtigkeit mit mathematischer Präzision verbinden wollte. An dieses (europäische) Erbe, das in höchstem Maße bewahrenswert ist, erinnert Žižek: Der Materialismus ist eine Wissenschaft, anstelle anarchischer Planlosigkeit setzt er auf die kommunistische Planwirtschaft!

Dieser positive Überschuss linker Theorie gegenüber der Welt und allen anderen Theorien, das Bedürfnis, die Wirklichkeit im emphatischen Sinne zu organisieren, statt sie ihren Lauf nehmen zu lassen, ist der Wesenskern von Žižeks Vortrag, nicht – wie man annehmen könnte – die Bloßstellung linker Fetische (auch wenn Žižek sich an jedem einzelnen abzuarbeiten scheint). Žižek antwortet damit einer Linken, die sich zuletzt die Frage gestellt hat<sup>1</sup>, aber eine Antwort schuldig geblieben ist, was es *konkret* bedeutet, der bürgerlichen Gesellschaft antagonistisch gegenüber zu stehen. Interessant an seiner Antwort, ist die Zurückweisung jeder utopischen Utopie als Bezugspunkt revolutionärer Praxis und die Hinwendung zur Pragmatik.

Diese anti-utopische Wende ist entscheidend und es wäre zu wünschen, sie würde eine Zäsur markieren. Denn dem »If I cannot dance, it's not my revolution« ist völlig zu Recht entgegenzuhalten, dass das Kapitalverhältnis (zumal in Berlin) ausreichend Gelegenheiten zum Exzess bietet. Die radikalen Bedürfnisse, die Marx mobilisieren wollte<sup>2</sup>, stehen nicht mehr auf der Seite der radikalen Revolution. Žižeks Vorschlag einer Sozialdemokratisierung der Revolution ist die Reaktion darauf, dass die antagonistische Gesellschaft – so paradox das klingt – die Transzendenz unter falschen Vorzeichen verwirklicht hat: jeder Club, jeder Onlineshop legt Zeugnis von den unendlichen Möglichkeiten dieser Gesellschaft ab, deren Produktivkräfte alles, was Marx sich jemals erträumt hätte, übersteigen. Die Utopie ist eine Waffe des Klassenfeindes. Revolutionäre Politik kann nicht anders, als sich dagegen bieder zu machen.

Žižeks Überlegungen, die Realpolitik zur Maxime jeder revolutionären Praxis zu machen dürfen nicht mir der Luxemburgschen Forderung nach »revolutionärer Realpolitik« verwechselt werden, denn diese bleiben zu sehr der revolutionären Transzendenz verhaftet (so richtig das auch ist). Žižek meint tatsächlich deren Absage und die Zuwendung zur »reinen Immanenz«, wie er sich ausdrückt. Nicht weil die Revolution nicht notwendig oder die befreite Gesellschaft evolutionär zu erreichen wäre, sondern weil sich hinter den Reden von der Ganz-Andersartigkeit, der Transzendenz des Kommunismus derzeit »bürgerliche« Ideologie verbirgt. Gegen diese Tendenz beschneidet Žižek das Bilderverbot, weil es derzeit dem eigenen Sinn im Weg steht<sup>3</sup>. Wenn »bürgerliche« Philosophinnen nichts von Adorno verstanden haben, als das über die befreite Gesellschaft nichts gesagt werden

darf, nur damit die Befreiung der Gesellschaft auf ewig vertagt wird, müssen die Kommunisten sich zwingen, über den Kommunismus zu sprechen und es lässt sich durchaus einiges über den Kommunismus sagen, zum Beispiel was das Privateigentum an Produktionsmitteln angeht oder den Arbeitszwang. Durch solchen Ruf zur Konkretion verpflichtet Žižek die abstrakten Honneths und Jäggis dieser Welt, den radikalen Worten ebensolche Gedanken folgen zu lassen bzw. für immer über Marx und Adorno und Hegel zu schweigen. Die Deklaration des Realismus ist die Ablehnung des akademischen Betriebs, der Versuch eine schlechthin scheidende Grenze der Parteilichkeit zu ziehen, um den Sinngehalt philosophischer Radikalität gegen den nichtsbedeutenden Schein universitärer Phraseologie zu verteidigen.

Der Auftritt in der Volksbühne kritisierte linke Reflexe, auf der Straße wie in der Universität, der Versuch, linke Intuition auf eine höhere Stufe zu heben, erfährt entsprechenden Widerstand. Dass die Zeit-Leser an schönen Worten interessiert sind und nicht an der Abschaffung des Flüchtlings ist geschenkt – der Nervenkitzel unserer Mütter sich den ganzen Tag mit wilden Männern zu umgeben, will aufrecht erhalten werden. Aber dass auch die radikale Linke diskursiv (!) nicht den Anspruch erhebt, die Flüchtlingskrise lösen zu können, sollte doch verwundern. Es scheint fast, als freue man sich dort, wieder aus der Bedeutungslosigkeit zu treten und das vielversprechende Beschäftigungsfeld der Antifa- oder Antira-Feuerwehrarbeit ergreifen zu können.

Žižeks Versuch aus dem Problem, das bislang politisch verstanden wurde – wenn überhaupt<sup>4</sup> –, ein politökonomisches zu machen, ist marxistisch im besten Sinne des Wortes. Der Auftritt in der Volksbühne wäre strategisch auch der richtige Rahmen gewesen, um öffentlich die Deutungshoheit linker Theorie zu behaupten. Doch das hat nicht einmal unter Linken geklappt: Die praktische Partei will ihr Hobby nicht aufgeben, die Intellektuellen wollen sich nicht nach links bewegen.

**Radim Kucera**

#### Fußnoten

1 Ausdruck dessen ist beispielsweise die letzte Kampagne des kommunistischen Bündnisses ...umsGanze, die unter dem Titel THERE IS AN ALTERNATIVE stand, man beachte insbesondere den Aufruf zur Blockupy-Demonstration in Frankfurt.  
2 »Eine radikale Revolution kann nur die Revolution radikaler Bedürfnisse sein, deren Voraussetzungen und Geburtsstätten eben fehlen.« (Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie, MEW 1: 387).

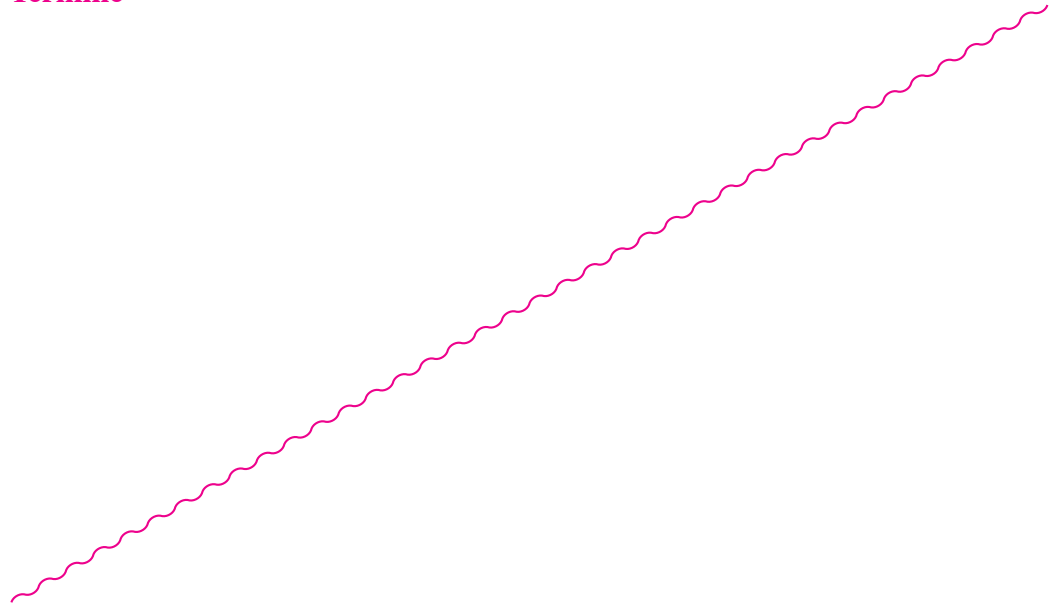
3 Žižek widerspricht dabei weniger Adorno, als Adornos falschen Freunden. Schließlich geht es Žižek wie Adorno darum, das Bild durch den Begriff zu ersetzen. Wenn Adorno schreibt: »Nur bilderlos wäre das volle Objekt zu denken«, bedeutet das vor allem, unverstellt auf das Objekt zuzugreifen, also nicht »zwischen sich und das, was es [das Subjekt] denkt, ein Drittes, [nämlich] Bilder« zu schieben, sondern bilateral und direkt sich auf das Objekt einzulassen. Hier wird, von Adorno höchstpersönlich, auf das Nichtidentische zugegriffen, es getilgt, denn wer wirklich von einer unüberwindlichen Lücke zwischen Subjekt und Objekt ausgeht, verrät die Erkenntnis. Die Aufforderung, sich kein Bild von der befreiten Gesellschaft zu machen, ist die Aufforderung, sich schleunigst einen Begriff zu erarbeiten, nicht aber mystisch über sie und ihre Unerkennbarkeit nur zu raunen, wie es PhilosophieprofessorInnen gerne tun.

4 Es sei wiederum auf das ...umsGanze!-Bündnis verwiesen, dessen Kölner Ableger in einem Aufruf mit dem Titel »Solidarität muss politisch werden!« aus guten Gründen die Politisierung der humanitären Hilfe während des selbsterklärten »Willkommenswunders« einforderte.





**Termine**



---

**Mittwoch, 20. Januar 2016, 19 Uhr**

Erzählcafe mit Einführung: Marx-is-muss? Kategorisch schon. Die Frage ist nur, ob man die Frage im Imperativ oder im Konjunktiv stellt. Wenn das Müssen, wie zu oft, an der Realität/Wirklichkeit scheitert, könnte eher das Können der Bezug sein. Was soll man dann noch müssen? »Eines ist sicher«, so Marx, »moi, je ne suis pas marxiste.« Sicher. Wer wähnt sich noch auf der sicheren Seite von Freunden gegen Feinde? Wo steckt noch jene Subjektivitätsprogrammik, die Marx der kapitalistischen Diktatur entgegenstellte, an der nicht er, sondern eher seine Adepten, Marxisten aller Couleur, oft scheiterten. Das Freundeslager mit erneuten Anfeindungen wurde zu groß – und damit auch diffus. Was könnte sein, was nicht als Müssen, der kapitalistischen Diktatur ent wachsen, noch Bestand hat? War erzählt noch Marx, was uns heutzutage bewegen, erschüttern und wachrütteln kann, dem Traum, lange auch noch dem Trauma anheimgefallen; was visiert er an, was er der bürgerlich halbierten, mithin depravierten Moderne oder Postmoderne etwas entgegensetzen kann? Was denkt dieser Kopf noch in unseren Köpfen – mithin durch unser Handeln hindurch? Wie stehen wir auf Marxens Schultern, wir Zwerge, die mehr sehen können als der Riese selbst? Marx – ein kategorischer Konjunktiv. So der Bezug noch. Immerhin.

**Baiz, Schönhauser Allee 26a**

-----  
**Freitag, 29. Januar 2016, 19 Uhr**

Buchvorstellung: »Sprachkritik als Ideologiekritik. Studien zu Adornos ›Jargon der Eigentlichkeit‹«. Theodor W. Adornos »Jargon der Eigentlichkeit« (1964) gehört zu den umstrittensten Texten der Kritischen Theorie. Während der Titel inner- und außerhalb der akademischen Debatte längst zu einem geflügelten Wort mutiert ist, steht diesem die Kenntnis des Inhalts diametral gegenüber. Zumeist wird die Schrift als eine Polemik gegen Martin Heidegger abgehandelt, die zu einer »philosophischen Kommunikationsverweigerung« (Hermann Mörchen) zwischen Frankfurt und Freiburg geführt habe. Plattitüden dieser Art verkennen jedoch den ideologiekritischen Charakter der Streitschrift. Adornos Kritik am neudeutschen Jargon richtet sich keineswegs primär gegen Heidegger, sondern bezieht sich auf ein breites gesellschaftliches Phänomen. Sie hat ihren Ursprung bereits in den 1920er-Jahren in der Kritik Siegfried Kraucers an der Bibel-Übersetzung von Martin Buber und Franz Rosenzweig. Der im August 2015 erschienene Sammelband »Sprachkritik als Ideologiekritik. Studien zu Adornos ›Jargon der Eigentlichkeit‹« möchte auf die Aktualität von Adornos Kritik hinweisen. Es sprechen Max Beck, Nicholas Coomann und Christoph Hesse. Eine Veranstaltung des Referats für Kultur des RefRats HU Berlin.

**Humboldt-Universität Berlin, Unter den Linden 6**

**Sonntag, 31. Januar 2016, 12 Uhr**

Einladung von ...Ums Ganze an die radikale Linke zu einem Treffen zwecks Planung einer Mitmach-Kampagne und Verständigung über die kommenden Tage. Liebe Genossinnen, das Jahr geht zu Ende, der Kampf geht aber bekanntlich weiter. Deswegen laden wir euch hiermit herzlich zu einem bundesweiten Treffen am 31. Januar in Frankfurt am Main ein, um gemeinsam darüber zu sprechen, wie wir angesichts von Fluchtbewegungen, Rassismus auf den Straßen und staatlichen Abschottungsversuchen als radikale, antiautoritäre Linke gemeinsam und bundesweit in die Offensive kommen können. Näheres findet ihr in dem Einladungstext in deutscher und englischer Sprache auf der Internetseite: [umsganze.org](http://umsganze.org)

**Frankfurt am Main**

-----  
**Mittwoch, 10. Februar 2016, 19:30 Uhr**

Präsentation der Ausgabe 84 der HUch! und Buchvorstellung. Ulrike Heider liest aus ihrem neuen Buch »Die Leidenschaft der Unschuldigen«. Haben Kinder Sex? Können Kinder lieben? Schon Sigmund Freud wusste: »Kurz gesagt, das Kind ist lange vor der Pubertät ein bis auf die Fortpflanzungsfähigkeit fertiges Liebeswesen.« Aber im Zuge eines neuen Sexualkonservatismus wird auch der alte Mythos von der kindlichen »Unschuld« neu belebt. »Die Leidenschaft der Unschuldigen« belegt das Gegenteil: Dreizehn Frauen und Männer zwischen 30 und 80 Jahren teilten ihre Erinnerungen an romantische Schwärmereien, erotische Fantasien und sexuelle Abenteuer in ihrer Kindheit mit der Autorin. Die facettenreiche Sammlung von Erinnerungen gewährt einen Blick auf das Liebesleben von Kindern: das Glück von Liebe und sexueller Entdeckerfreude auf der einen Seite, das Leiden unter Tabus und unerfüllter Sehnsucht auf der anderen. »Ihr Liebesleben begann in einem versteckten Winkel der Tenne. ›Aurelia sitzt im Heu, entblößt sich, und ich schau herum und greif das auch an, ihre Vulva«. Am deutlichsten erinnert er sich an den Geruch, der von ihrem Geschlecht ausging, sobald er es berührte. Sie taten es wieder und wieder, zogen sich aus, betrachteten und befühlten einander. Jeden Sommer überließen sie sich in immer besseren Verstecken ihrer Lust. Acht Jahre ging das so, bis sie beide zwölf waren.« (Aus dem Kapitel über Ferdinand Bruner, Psychoanalytiker) Eine Veranstaltung des Referats für Publikation des RefRats HU Berlin.

**Humboldt-Universität Berlin, Unter den Linden 6**



## impressum

*„A dynamic university in a modern population centre simply can't be isolated from the realities, human or otherwise, that surround it.“*

Hunter S. Thompson

**Anschrift:** HUch! Zeitung der Studentischen Selbstverwaltung

Unter den Linden 6, 10099 Berlin // [huch@refrat.hu-berlin.de](mailto:huch@refrat.hu-berlin.de) // [www.refrat.de/huch](http://www.refrat.de/huch)

HerausgeberIn: ReferentInnenrat der Humboldt-Universität zu Berlin (ges. AStA).

**Redaktion:** Jakob Hayner, Janina Reichmann, Helga Haut, Hannah Haar und László Lebherz, Layout und Illustrationen: Lukas Mertens, Fotos: Janina Reichmann, Druck Union Druck, Auflage 3.000

Alle Beiträge stehen, soweit nicht anders angegeben, unter Creative Commons License. Verwendung und Bearbeitung unter folgenden Bedingungen:

/// Angabe der Autorin oder des Autors    /// Nichtkommerzielle Verwendung    /// Weiterverwendung unter den gleichen Bedingungen

Die einzelnen Artikel geben im Zweifelsfall nicht die Meinung der Redaktion und/oder des gesamten RefRats wieder. Für die Selbstdarstellungen studentischer Initiativen zeichnen weder die Redaktion noch der RefRat verantwortlich. Redaktionsschluss für die 85 ist der 1. März 2016.